

P.o.germ.

487

ht

P. o. germ.

48.7

ht
—

Ep
Eberharel +

Humanus,

Entwicklung des Menschen.

c
Die naturgemäße

Entwicklung des Menschen

und

Goethes Faust.

Eine neue Würdigung der Faustdichtung

von

Humanus.

[Ernst Eberhardt]

„Es scheint mir, als ginge man stark
der Zeit entgegen, wo man, um originelle
Gedanken zu haben, den Faust wird
plündern können!“ Erd. Erdmann.

Leipzig.

Verlag von J. G. Findel.

1891.



1.

Seit Goethes Hinscheiden hat der Faust wie ein Alp auf unserem Volke gelastet, und die deutsche Nation hat sich diesem Drucke nicht zu entziehen vermocht. Zwar ist sie redlich bemüht gewesen, die Dichtung zu verstehen; denn die Zahl der Schriften über den Faust ist stetig gewachsen, derart, daß es nachgerade bedenklich erscheinen möchte, die problematische Dichtung aufs neue erklären zu wollen; aber wenn auch durch diese Erklärungen vieles Dunkle im Faust aufgeheilt wurde, so stehen wir vor dem Ganzen der großartigen Dichtung noch heute wie vor einem gewaltigen Rätsel. An der Faustdichtung bestätigt sich recht auffallend Goethes Ausspruch: „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten.“

Die vielen und oft verschiedenen Auslegungen, welche die Faustdichtung erfahren hat, erklären sich aus der symbolisch-allegorischen Anlage der ganzen Dichtung. Symbole und Allegorien bedürfen allerdings einer Erklärung; die Verschleierungen können jedoch nicht von einem beliebigen Gesichtspunkte aus gelüftet werden.

Daß das Faustproblem bis jetzt nicht gelöst ist, liegt vielfach an der falschen Betrachtungsweise. Man hat sich zu sehr der Betrachtung des Einzelnen hin-

gegeben und suchte von der Erklärung des Besonderen zum Verständnis des Ganzen zu gelangen. Dieser Weg hängt innig zusammen mit dem Streben unserer Zeit, die eben im spezialistischen Forschen und Erklären aufgeht und dabei den Ueberblick über das Ganze mehr und mehr zu verlieren scheint. Aber auch Goethe selbst hat solche Betrachtungsweise verschuldet. Sein unglückseliges Wort, er habe in diese Dichtung „so viel hineingeheimnist, daß selbst ein guter Kopf zu thun haben solle, wenn er sich zum Herrn von allem machen wolle“, ist die Veranlassung zu einem förmlichen Pürschen nach Geheimnissen gewesen. Man suchte Geheimnisse, wo gar keine waren und ging darin bis zur Lächerlichkeit. Welch kuriose Auslegung fand nicht jüngst erst das Hexeneinmaleins! Bei all diesem Suchen und Forschen im Einzelnen blieb das Gedicht als solches ein Problem. Man sah eben den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Wie ein mächtiger Gebirgsstock mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit an Gruppen, Bergspitzen, Thälern und Schluchten breitet sich die Faustdichtung vor uns aus. Könnte man je einen Ueberblick über die Alpenketten gewinnen, wenn man in ihrem Meer von Bergen, von Gruppe zu Gruppe, von Berg zu Berg eilte, die Thäler verfolgte und in die Schluchten hinabstiege? Nimmermehr! — Wenn uns die Felsenmengen umgeben, ist der Blick begrenzt, beengt; die Massen bedrücken uns, und wir glauben uns in einem Labyrinth, in dem kein Zurechtfinden und aus dem kein Entrinnen möglich scheint. Und dann wie klar in seiner Gruppierung und Gliederung entfaltet sich das Ganze unseren Blicken, wenn wir die Mannigfaltigkeit von einem fernen hohen

Punkte überschauen; wenn das Einzelne dem Auge ent-
rückt ist und nur die großen, gewaltigen Formen hervor-
treten, welche die Gliederung bestimmen! Wie leicht
wird dann die Orientirung über das Ganze und wie
leicht das Zurechtfinden in dem Mannigfaltigen, wenn
wir nach solchem Ueberblick in das Gebirge selbst ein-
dringen! — So muß auch die Faustdichtung von einem
Standpunkte betrachtet werden, von dem aus das Einzelne
zurücktritt, das durch seine Fülle und Schönheit nur zu
leicht das Auge gefangen nimmt und den Blick verwirrt.

Was heißt denn „die Faustdichtung verstehen?“
Das heißt nicht etwa: wissen, was hinter dieser oder
jener Verschleierung steckt, auf welche Zeit-Genossen
oder Verhältnisse diese oder jene Anspielung gerichtet
ist. Dergleichen ist für das Verständniß des Ganzen
belanglos. Darauf großen Wert legen, heißt: der
Dichtung „Schnitzel kräuseln“, statt „der Schale Wesen
ergründen“. Solchen Dunkelheiten nachstöbern ist Arbeit
für einen Wagner,

„Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet“.

Eine Dichtung verstehen heißt: vor allem erkennen,
was der Dichter in seinem Werke als Hauptsächlichstes
gewollt, und wie er das Beabsichtigte veranschaulicht
hat; heißt: die Idee des Ganzen erfassen und den
Weg erkennen, den der Dichter verfolgt, um seine Idee
zu formen.

2.

Die Faustdichtung ist von vornherein dadurch in ein falsches Licht geraten, daß man bei den Erklärungsversuchen von der Faustsage ausging, und dadurch ist namentlich Mephistopheles total falsch verstanden worden.

Mephisto gilt heute noch allgemein als Teufel, als Prinzip des Bösen. Nach dieser Auffassung müßte die Faustdichtung eine Darlegung des Kampfes des Guten mit dem Bösen sein. Allein mit dieser Ansicht gerät man bald in Verlegenheiten, denn vieles an Mephisto widerstreitet dem Prinzip des Bösen, negiert es geradezu. Wie käme z. B. Mephisto als Teufel dazu, Faust gegenüber den Willen anzuerkennen?¹⁾ Der Wille ist es ja eben, durch den das Böse überwunden wird, der das Böse aufhebt. Ebenso steht man mit dieser Auffassung im Gange zu den Müttern vor dem Rätsel, wie der Teufel zu dem Schlüssel zum Schönen komme? Endlich zeigt Mephisto im zweiten Teile der Dichtung überhaupt nichts Teuflisches, so daß Boyesen sagt, er sinke zu einem Repräsentanten der kalten Vernunft (? — soll wohl heißen: des kalten Verstandes? —) herab.²⁾

Die Faustsage muß allerdings in unserer nationalen Literatur als der erste Versuch angesehen werden, die Frage nach dem Wohin und Wie des Menschenlebens überhaupt in Betracht zu ziehen; allein die Sage be-

1) Teil I, Scene: Studirzimmer.

2) Boyesen, Ein Kommentar zu Goethes Faust, deutsch von Mylius. Reclam. S. 127.

handelt diese Frage — der Zeit ihrer Entstehung entsprechend — von dem Standpunkte der kirchlichen Rechtgläubigkeit und verquickt sie mit dem Mysticismus. Diese beschränkten Vorstellungen bilden aber den schärfsten Gegensatz zu Goethes Weltanschauung; deshalb kann die Sage unmöglich als die wesentlichste Grundlage der Faustdichtung gelten. Immerhin mag sie Goethes Ausgangspunkt sein — nur kann von ihr aus der Weg zum Verständnis des Goethe'schen Gedichts weder gesucht noch gefunden werden. Die Art, wie Goethe die Frage nach dem Ziele und den Wegen der Menschenentwicklung behandelt, ist absolut neu. Der Zusammenhang der Faustdichtung mit der Sage ist ein rein formeller. Goethe hat die Sage nur als dichterisches Gewand für seine Idee benutzt, und die alte Form entsprach so wenig — und je länger, je weniger — dem neuen Gedanken, daß so auffallende Widersprüche wie die angeführten zwischen Form und Inhalt entstanden, daß sogar ein gänzliches Aufgeben der übernommenen Form stellenweis nötig wurde, so Mephisto als Phorkias, als Aufseher.

Wenn man in Betracht zieht, daß — wie der Dichter selbst sagt — sein Gedicht aus einem dunklen Bewußtsein hervorgegangen sei, daß also der Dichter erst mit der Zeit die ihm dunkel vorschwebende Idee klarer erfaßte; wenn man ferner bedenkt, daß dieses Gedicht Goethe von seinen Jünglingsjahren bis in sein höchstes Alter begleitete und erst kurz vor seinem Tode beendet wurde, so liegt in den angeführten Widersprüchen zwischen Form und Inhalt nichts Auffallendes: Sollte die Form für die reifere Idee festgehalten werden, so waren solche Widersprüche eben unausbleiblich.

Uebrigens ist Goethe sich dessen vollständig bewußt gewesen und hatte deshalb wiederholt und ernsthaft eine Umarbeitung der Dichtung in Erwägung gezogen.

Die Wurzeln des Goetheschen Faust liegen viel tiefer; sie liegen in den Entwicklungsgängen der Menschheit, und die direkte ideelle Anknüpfung ist weit auffallender nach einer anderen Seite als die Sage zu finden, nämlich in Shakespeares Sturm und Hamlet.

Es ist auffallend, daß Shakespeare im Sturm einen ähnlichen Gedanken in einer ähnlichen Form darlegt. Im Sturme handelt es sich, wie im Faust, um den Kampf des Intelligiblen mit dem Empirischen, des Geistigen gegen das Natürliche. Shakespeare zeigt darin allegorisch: wie die selbstthätige, die spontane Kraft des Menschen (symbolisirt in Prospero) durch das Geistige (symbolisirt in Ariel) die rohen Triebe und elementaren Leidenschaften bewältigt und Herr des Empirischen wird, — ein Gedanke, durch welchen Shakespeare sich weit hinausschwingt, über die Geister der Renaissancezeit. Aber Shakespeares Sturm frappirt allein durch den Gedanken, der hinter dem Ganzen steht. Wir erfahren darin nur das Ziel des Menschenlebens; denn der Dichter zeigt doch nur allegorisch, daß der Mensch seine Natur durch den Geist zügeln soll. Ueber das Wie läßt er uns vollkommen im Dunkeln. Dieses Wie ist nun gerade das, was Goethes Faust darzulegen strebt. Das Verhältniß der Faustdichtung zum Sturm ist also dieses:

Shakespeare stellt im Sturm nur hin die Notwendigkeit der Bewältigung der menschlichen Natur durch den Geist; Goethe aber

geht im Faust dem Grunde dieser Forderung nach und sucht den Weg zu diesem Ziele.

Im Sturm ist der Mensch zerlegt; die verschiedenen Seiten der Menschennatur sind hier personifiziert, und der Prozeß der Bewältigung der Naturtriebe und Leidenschaften wird nur bildlich und äußerlich an Menschengestalten gezeigt. Die Faustdichtung dagegen verlegt diesen Prozeß in den Menschen und läßt die Bewältigung durch die eigene Kraft des Menschen geschehen.

In noch näherem Bezug steht der Faust zum Hamlet. Im Hamlet erscheint in der dramatischen Dichtung zum ersten Male die Frage nach dem hinter der wechselnden Mannigfaltigkeit der Menschenwelt stehenden Allgemeingiltigen, Normalen.

Die Betrachtungen über Shakespeares Hamlet werden immer gipfeln in der Frage: Warum kommt Hamlet nicht zum Handeln? Darauf giebt es nur die eine Antwort: Weil er nach einem Maß für sein Handeln sucht und solches nicht findet. Das Maß aber, an dem der Mensch sein Denken und Thun messen kann und soll, ist das hinter der Vielheit der Erscheinungen stehende Allgemeingiltige, Gesetzmäßige, Normale.

„Sein oder Nichtsein? Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulden, oder sich wappend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden?“ Das ist die große Frage nach dem Allgemeingiltigen, Normalen innerhalb des Menschendaseins.

Hamlet ist eine dem Faust verwandte Natur; denn auch in ihm waltet der dunkle Drang. In Hamlet wird die Frage nach dem Gesetzmäßigen des Lebens

durch ein erschütterndes Familienereignis geweckt. Die Ahnung, daß eine Norm vorhanden sein müsse, die alle binde, für alle gültig sei, steigt in ihm auf. „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!“ ruft er aus, „wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! Die Zierde der Welt! Das Vorbild der Lebendigen!“ — Man sieht, ihm schwebt die Totalnatur, die Menschnorm vor; allein weil alle seine Betrachtungen von einem einzigen, ihn selbst betreffenden Fall ausgehen und auch darauf zurückbezogen werden; weil er von einem Ereignis aus das Rätsel des Menschen-daseins lösen will, so zerrinnt ihm die nebelhafte Vorstellung der Menschnorm wieder, und er fährt fort: „Und doch, — was ist mir diese Quintessenz von Staube!“

Was Hamlet fehlt, ist die Vermittelung mit dem Leben, darum mangeln ihm die Data der Erfahrung, auf Grund deren das suchende Denken einzig und allein sich fruchtbar erweisen kann, und so dreht er sich philosophirend im Kreise herum. Hamlet spekulirt; seine Grübeleien haben keine reale Grundlage; darum tritt die geahnte Norm bei ihm nicht ins Bewußtsein, und deshalb wieder schwankt er in seinen Entschlüssen hin und her und wird nicht Herr der Situation, sondern wird schließlich von den Ereignissen hin- und zugleich hinweggerissen. Von Hamlet gilt Mephistos Wort:

„Ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.“

In Hamlet selbst ist auch keine Entwicklung. Unter Entwicklung müssen wir ein geistiges Werden, also ein Fortschreiten und Reifen verstehen. Von solcher Entwicklung ist bei Shakespeare überhaupt noch keine Spur. Shakespeare spezialisirt die menschliche Natur und zeichnet die verschiedenen Seiten derselben einzeln. Er hat also nur Zustandsmenschen dargestellt und in seinen Dramen die allmähliche Steigerung eines psychischen Zustandes bis zum tragischen Untergange gegeben. Auch Hamlet ist nur ein Zustand. Hamlet ist jedoch das Symbol des Zustandes, mit dem das höhere geistige Werden beginnt; er bezeichnet den Anfang der höheren Entfaltung des Menschengeistes, und darum muß die Hamlettragödie der Gipfel der Shakespeare'schen Dichtung genannt werden, gleichviel zu welcher Zeit sie entstand.

Goethes Faust ist nun die unmittelbare Fortführung des Hamletgedankens, denn Faust geht von dem Punkte aus, in dem Hamlet stehen blieb.

Hamlet mußte in der Spekulation verharren, weil er die Frage nach dem Normalen von einem zu beschränkten Standpunkte aus erwägt. Fausts Horizont ist weiter geworden; er hat Philosophie, Juristerei, Theologie und Medizin (d. i. Naturwissenschaft) studirt mit heißem Bemühn. Zur Spekulation ist somit das Forschen und das Denken auf Grund erkannter That- sachen gekommen. Faust überschaut also ein weites Feld des Wissens, und der Erfolg seiner Studien ist ein dreifacher:

1. Er erkennt die Schranke des Wissens; er sieht, „daß wir nichts wissen können“, daß der Verstand

als solcher (die Intelligenz) nicht bis in den letzten Grund leuchtet.

2. Er wird sich bewußt, daß die einseitige Verstandesthätigkeit die Sehnsucht der Menschenseele nach Befriedigung nur zeitweise niederhalten, nicht aber stillen kann. Seine Thätigkeit erscheint ihm als eine Fessel, „die das Herz im Busen klemmt und alle Lebensregung hemmt“.
3. Er kommt zu der Einsicht, daß „der Wissensqualm, der trockene Sinn“ ihn dem Leben entzogen hat. Er empfindet seine Umgebung als einen Kerker, als ein dumpfes Mauerloch. „Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!“ ruft er aus, „statt der lebendigen Natur umgiebt dich Tiergeripp und Totenbein!“

Die Einsicht, daß die einseitige Verstandesthätigkeit aussichtslos sei und das Gefühl der inneren Leere, der Nichtbefriedigung bei allem Wissen, erwecken in ihm die so lange niedergehaltene Sehnsucht der Seele mit um so stärkerem Drange, und so wird es Faust möglich, sich aus dem Zustande der Spekulation loszuringen.

„Flieh! auf! hinaus ins weite Land!
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf!“

ruft er aus, und nun kehrt er zurück zum wirklichen Leben, um naturgemäfs, d. h. aus dem Leben und der eigenen Erfahrung heraus das Normale zu gewinnen.

Was somit Goethes Faust Neues bietet, ist: Der Bruch mit der Spekulation und das Suchen der Norm auf Grund des Selbst-Erlebten.

3.

Fragen wir nun, welche Stellung in der Weltliteratur Goethes Faust einnimmt?

Wenn wir die hinter uns liegende Entwicklung des Menschengeistes überschauen, wie dieselbe in der dramatischen Dichtung sich widerspiegelt, so treten drei Hauptphasen, die einen geistigen Fortschritt zeigen, deutlich hervor. Nach den Worten Schillers: „Alle Menschen müssen durch Vernünftelei von der Natur abfallen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können“¹⁾, lassen sich diese Phasen kurz so bezeichnen: Natur schlechthin, Abfall von der Natur und endlich Rückkehr zur Natur. Die Repräsentanten dieser drei Entwicklungsstufen sind: die griechischen Tragödien, welche die Natur schlechthin zeigen, ferner Shakespeares Dichtungen, die den Abfall von der Natur darstellen, und endlich Goethes Faust, welcher Rückkehr zur Natur bedeutet.

Die griechischen Tragödien zeigen uns den Menschen noch ganz in den Banden der Natur unter dem grausigen Druck eines vermeintlich unabwendbaren Fatums, dem gegenüber der Mensch nur leidend, also vollständig passiv sich verhält. Hier lebt sich der Mensch nur empirisch aus; blindlings folgt er seinen natürlichen Regungen und Trieben und gerät dadurch in Konflikte mit dem Allwaltenden, verfällt in Leiden, die er weder zu vermeiden wufste, noch zu überwinden vermag, und die ihm deshalb als ein unabwendbares

1) Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung. 6. Brief.

Geschick erscheinen mußten, unter dessen grausiger Last er schwer leidend und laut klagend hinstirbt. — In den griechischen Tragödien ist die Handlung gering; das Geschehen wird sogar hinter die Scene verlegt und durch Boten berichtet, und da auch die Motive darin keine Berücksichtigung finden, so ist die griechische Tragödie einfaches Thatdachendrama, das die Griechen allerdings zu vergeistigen suchten durch die Ausbildung des Chors; denn der Chor ist in dem griechischen Drama der Träger des geistigen Elements und bietet gewissermaßen Ersatz für die fehlenden Motive.

Bei Shakespeare wird der Mensch aktiv; er sprengt die Bande der Natur, und im Drange nach individueller Freiheit macht sich das Individuelle rücksichtslos geltend und entartet. Die Natur wird zur Unnatur, der Mensch zum Bösewicht, der nach allen Seiten in Konflikte gerät, gegen welche er zwar ankämpft, in denen er aber sich nicht behaupten kann und tragisch enden muß, weil ihm der Zügel des Geistigen fehlt; denn nur durch das Geistige wird es dem Menschen möglich, nach und nach sich selbst zu beschränken und seine natürlichen Triebe zu bewältigen. — Bei Shakespeare ist alles Handlung, alles Bewegung und Fortschritt zur Katastrophe; für den Chor, der die Handlung nur aufhalten würde, ist hier kein Platz; dafür sind jedoch die Motive mit in die Handlung verwebt. In der Erkenntnis, daß die in der Losgebundenheit entartenden natürlichen Triebe durch das Geistige eingefangen und in Herrschaft genommen werden müssen (so im Sturm), sowie in der Frage nach dem Normalen, wodurch diese Herrschaft möglich sei (so im Hamlet), finden wir bei Shakespeare bereits

den Keim des Künftigen angelegt. Und noch ein weiterer Fortschritt zeigt sich in der Hamlettragödie. Hier beginnen bereits die Ereignisse in dem Geiste des Helden sich wiederzuspiegeln, und das führt zu Reflexionen, die eine Ueberschau und Verinnerung des Erlebten darstellen. Solche Selbstbesinnung, die, wenn fortgesetzt, endlich zur Erkenntnis des Wahren führen muß, ergiebt im Drama den Monolog, der uns in Hamlets vielbewundertem „Sein oder Nichtsein!“ zum ersten Male in solcher Gestalt in der dramatischen Dichtung entgegentritt, und den die Tragödie der Alten in diesem Sinne nicht hatte und nicht haben konnte.

Goethes Faust zeigt nun die bewußte Rückkehr zur Natur, nicht im Sinne Rousseaus zur Natur schlechthin, sondern durch den Geist. Hier wird zum ersten Male der Mensch dargestellt, wie er sich der ihm selbst innewohnenden Kraft bewußt wird, wie er sich von allem, was den Geist einschnürt, völlig frei macht und im selbstbewußten Streben die eigene Natur durch die spontane Kraft zu bewältigen und auszugestalten sucht.

Faust reißt sich los von allem mit den Worten:

„So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an uns're Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt
Des Ruhms, des Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!

Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allem der Geduld!“

Und ein unsichtbarer Geisterchor antwortet:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust,
Sie stürzt, sie zerfällt!
.....
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!“

„Prächtiger baue sie wieder, in deinem Busen baue sie auf!“ Diese Worte sind der Grundstein der Faustdichtung. Im Busen, im Innern, soll ein neuer, schönerer Mensch erstehen, und Faust selbst soll die höhere Menschheit in sich aufbauen.

Was die Faustdichtung Goethes völlig Neues bietet, ist:

Die Darlegung des naturgemäßen Werdens des Menschen durch die bewußte Selbstthat, mit anderen Worten: Die bewußte Aus-

gestaltung des Natürlichen, Individuellen durch den im Lebensprozeß sich mehr und mehr vertiefenden Geist.

4.

Ist nun schon das Was der Faustdichtung von höchster Bedeutung, so noch viel mehr das Wie, und dieses Wie ist gerade das, was das Verständnis der Dichtung erschwert hat, weil es abweicht von dem, was unsere moderne Schulweisheit künstlich um uns aufgerichtet hat, und weil es bricht mit den konventionellen und anderen Lügen, die sinnlose, widernatürliche und darum verderbliche Schranken um uns gezogen haben.

Wie gewinnen wir nun einen Schlüssel zu diesem Wie?

Wir wissen von Goethe selbst, daß er in seinem Leben und Streben von der Anschauung ausging, daß er von der Erscheinung zur Idee zu gelangen suchte. Aus der steten sinnigen Betrachtung der Natur, aus der Beobachtung des Lebens, der Menschen und seiner selbst, aus dem Studium der Kunst steigt ihm das Ideal auf, das ihm ist „der schöne Mensch, dieses letzte Produkt der sich immer steigernden Natur“. Aus dieser Richtung des Strebens erklärt sich, daß er abstrakt, wie Schiller, poetisch nicht schöpferisch sein konnte. Goethe bedurfte zu allen seinen Dichtungen eines faktischen Hintergrundes und schuf das Selbst-Erlebte poetisch aus. „So blüht“, wie Scherr sagt,

„seine Lyrik, dem Volksliede gleich, aus der Unmittelbarkeit des Lebens empor“, so sind seine dichterischen Gestalten immer wirkliche, nur idealisirte Menschen; Menschen, mit denen er gelebt hatte, und daraus resultirt das Real-Poetische oder Real-Ideale aller Gestalten in seinen Dichtungen.

Diese Art, aus dem Leben zu nehmen, zu verarbeiten und künstlerisch zu formen, wurde für den Dichter zugleich ein Mittel, von vielem frei zu werden, was ihn, den Leichtempfindlichen, anfangs hingerissen hatte. Im Dichtertraume prüfte er das Erlebte auf seinen Wert hin, sichtete dasselbe, liefs das Wertlose fallen und behielt das Wertvolle, um es künstlerisch zu formen. So hob er sich über das Erlebnis selbst hinaus und streifte es dann in der Dichtung wie eine zu eng gewordene Raupenhaut von sich ab. Was ihm von engherzigen und kurzsichtigen Naturen als Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit so sehr verübelt wird, war eben nichts anderes als ein stetes Fortschreiten und Hinauswachsen über eingegangene Verhältnisse. Was konnte er dafür, dafs ihm die anderen nicht folgten? oder verlangt man etwa, dafs er einer Friederike, Lili etc. zu Liebe in seiner Entwicklung stehen geblieben wäre? — Goethes Vermittelung mit dem Leben war ein beständiges Stoffsammeln nicht allein für die Dichtung, sondern auch für die Reformation des eigenen Ich. Mit dem poetischen Formen des Erlebten aber ward das Durchlebte für ihn wertlos und darum abgethan. Mit Recht nennt er daher seine Werke „seine Schlangenhäute“; deshalb sind Goethes Dichtungen aber auch noch nicht wahre Kunstwerke, d. h. Kunstwerke im höchsten Sinne des

Wortes; sie sind vielmehr Manifestationen des Subjekts „Goethe“, die mehr oder weniger der Ergänzung durch die Persönlichkeit des Dichters bedürfen, um wirklich verstanden zu werden.

Von keiner seiner Dichtungen gilt dies mehr, als von seinem Faust. Die Faustdichtung begleitete Goethe bis in sein höchstes Alter, und hinter derselben steht das ganze grofse, vielbewegte und erfahrungsreiche Leben des Dichters, so dafs wir es im Faust gleichsam mit der Summe der abgestreiften Schlangenhäute Goethes zu thun haben. So steht hinter dem Anfange der Dichtung das Studium des Dichters, das nach allen Seiten hin sich wendete, ohne dafs es dem suchenden Geiste und sehnenden Gemüte Befriedigung brachte; so erinnert die Scene in Auerbachs Keller an das ausgelassene Jünglings- und Studentenleben Goethes; die Episode mit Gretchen an seine vielen Liebesverhältnisse; Fausts Aufenthalt in der kaiserlichen Pfalz, wo die Zeit in Fröhlichkeit verthan wird, an das erste, tolle Leben des Dichters mit Carl August; Fausts Sehnsucht nach Helena und seine Vermittelung mit der Griechenwelt an Goethes Sehnsucht nach Italien und an seine italienischen Kunststudien; Fausts Wirken am Meeresstrande endlich an Goethes Thätigkeit als Weimar'scher Minister. Goethes Leben giebt uns also einen Schlüssel zu seinem Faust.

Wir meinen nun nicht etwa, — um jedem Mißverständnis zu begegnen, — dafs der Dichter beabsichtigt hätte, sein eigenes Leben und geistiges Werden im Faust zu zeichnen. Wie überall bei ihm, so bildet auch hier sein Leben nur die substantielle Grundlage, die er verallgemeinerte, in die Idee hob und poetisch

ausschuf, so daß die Faustdichtung anzusehen ist als die Darlegung der bewußten psychischen Entwicklung oder des geistigen Werdens des Menschen auf Grund des eigenen Lebens des Dichters, — daher auch die Einseitigkeit der Faustdichtung, die sich später herausstellen wird.

Es fragt sich nun zunächst: Wie geschieht die geistige Entwicklung des Menschen naturgemäfs?

5.

Die geistige Entwicklung des Menschen geht vom Zustande des Unbewußten zum Bewußtsein, und die Entwicklung selbst ist — ganz allgemein gefaßt — allmähliche Bewußtwerdung.

Dieser Prozeß wird bedingt durch ein Gefühl des Mangels, das uns von Natur verhaftet ist und das sich äußert als ein dumpfes Sehnen der Menschenseele. Der Mensch hat ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Ahnung, daß wir alle nach der Seite unserer höheren Natur, unseres wahren Wesens eins sind und daß die Vielheit und die Individualität unserem wahren Wesen fremd ist.¹⁾

Das dumpfe Sehnen der Seele, von Goethe „der dunkle Drang“ genannt, ist also das unbewußte

1) Wer sich über diese grundlegenden Gedanken genauer informiren will, den verweisen wir auf die philosophischen Schriften von A. Spir (Leipzig, J. G. Findel), des einzigen wahren Philosophen der Neuzeit, besonders auf Band III, Schriften zur Moralphilosophie.

Verlangen der Vielheit der Erscheinung nach der Einheit des Wesens, und als solches ist diese Sehnsucht das Ur-Ethische oder Ur-Religiöse in der Menschennatur.

Das Gefühl des Mangels drängt nach Austilgung des Mangels; die Sehnsucht will Befriedigung. Sie wird der Stachel, der den Menschen fort und fort treibt, nach dem zu suchen, was Befriedigung gewährt; daher „Drang“. Das Suchen aber nach dem, was Befriedigung schafft, bewirkt die geistige Entfaltung; darum muß die Sehnsucht der Seele, der dunkle Drang, das treibende Element in dem menschlichen Werdeprozeß genannt werden.

Das Ziel der menschlichen Entwicklung ist die Uebereinstimmung unseres Fühlens, Denkens und Wollens mit unserem wahrhaft eigenen, normalen Wesen, d. i. Identität mit sich selbst (A. Spir), oder das Selbstbewußtsein der Freiheit (Hegel), oder der schöne Mensch (Goethe), oder der idealische Mensch (Schiller). Dieses normale Wesen, dieser schöne oder idealische Mensch, ist auch das Bild, das Rückert meint, wenn er sagt: „Vor Jedem steht ein Bild dess', was er werden soll; so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll!“

Wahre Befriedigung kann der Mensch also nur finden in dem Streben, seiner normalen Natur, dem idealischen Menschen, immer mehr zu entsprechen, der Identität mit sich selbst sich mehr und mehr zu nähern. Eine falsche Befriedigung aber ist die momentane Beschwichtigung der Sehnsucht nach der Norm durch allerhand Reiz- und Betäubungsmittel, wie die gewöhnlichen Vergnügungen, sogenannte Kunstgenüsse, einseitige Geistesthätigkeit, Spiel, Trunk u. s. w.

Nun ist eine vollkommene Identität mit sich selbst, also eine absolute Befriedigung, im Leben nicht zu erreichen; absolute Befriedigung gewinnen hiefse die Norm realisiren; die Norm ist aber nicht in der Natur; Leben ist Streben nach der Norm. Mit dem höchsten Grade der Entwicklung, mit der Reife, muß das Leben erlöschen. Ed. Erdmann hat daher Recht, wenn er das Leben ein Uebergehen zum Tode nennt, und wenn er sagt, daß sich der Mensch zu Tode lebe. „Deshalb sei aber“, so fährt er fort, „jeder Tod, der kein Tod aus Alterschwäche ist, ein gewalt-samer und unnatürlicher.“¹⁾ Der Mensch soll reif vom Baum der Menschheit sich lösen, so wie der völlig reife Apfel vom Zweige abfällt. Der Apfel kann sich gegen den Wurm, dessen Stich ihn zu einer Früh-Reife bringt, nicht wehren, aber der Mensch kann sich schützen gegen Einflüsse, die ihn wurmstichig machen und vor der Zeit dahinraffen würden; dazu ward ihm der Verstand; er wird es um so mehr lernen, je mehr sein Wissen sich erweitert, und er wird es endlich ganz können, wenn — wie Rud. Virchow sagt, — „jenes einheitlich gestaltete Wissen erreicht ist, das mit dem Können identisch ist“.

Ist uns nun auch eine volle Befriedigung im Leben versagt, so können wir uns doch in hohem Mafse dem Ziele nähern. Die innere Harmonie, jene Heiterkeit des Geistes, hinter welcher der ethische Ernst des erkannten Gesetzes unseres wahrhaft eigenen, normalen Wesens steht, welches der empirischen Natur die Schranke setzt und den Egoismus bändigt, — sie kann

1) Ed. Erdmann, Psychologische Briefe. Leipzig, Geibel. 9. Brief.

der Mensch erreichen und sie soll und muß er erstreben, wenn er die im Leben mögliche Befriedigung finden will. Die Ahnung des Menschen, daß ein solcher Zustand allein seiner wahren Natur angemessen, ist das Gefühl der Würde, welches ihn alles abweisen läßt, was derselben heterogen ist¹⁾, und die Möglichkeit, daß wir diesen Zustand erlangen und festhalten können, ist unsere Anlage zur Freiheit; denn nicht eine absolute Freiheit ward dem Menschen zu teil, sondern ihm ist nur die Möglichkeit gegeben, sich frei zu machen. „Freiheit ist kein absolutes Vermögen, sondern ein Zustand des Willens, nämlich die Uebereinstimmung desselben mit den Gesetzen des wahrhaft eigenen, normalen Wesens des Menschen“¹⁾, man könnte Freiheit auch das zum höchsten Bewußtsein durchgedrungene und darin verharrende Natürliche nennen. Ein solcher Zustand ist nur zu gewinnen durch den Kampf gegen unsere empirische Natur, und wenn dieser Zustand erreicht ist, so muß er durch stete Wachsamkeit über das Empirische erhalten werden; „denn da die Gesetze der empirischen Natur immer wirksam sind, so ist auch der Mensch stets in Gefahr, ihrer Herrschaft wieder zu verfallen, weshalb im Besitze der Freiheit eben ein Verdienst liegt“¹⁾

Wie gelangt nun der Mensch naturgemäfs zu diesem Ziele?

1) A. Spir, Gesammelte Schriften, Bd. III, Ueber die Freiheit des Willens.

6.

„Nach der Seite unserer höheren, nicht empirischen Natur sind wir Alle eins“ (Spir), oder wie Schiller sagt: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen, idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die grofse Aufgabe seines Daseins ist“.¹)

Um diese grofse Aufgabe unseres Daseins erfüllen zu können, ist es vor allen Dingen nötig, dafs wir unsere höhere Natur, unser normales Wesen, den idealischen Menschen, begreifen. Wie aber gewinnen wir davon den richtigen Begriff?

Die Norm, der idealische Mensch, ist nicht in der Natur, sondern steht geheimnisvoll dahinter, dazwischen und mufs konstruiert werden, aber eben in der Konstruktion liegt die Schwierigkeit; Rich. Wagner geriet dabei in die Irre und gelangte zu einem falschen Begriff des Idealmenschen.

Der richtige Begriff kann nur aus den Daten der Erfahrung gewonnen werden, d. h. er kann nur von dem Menschlichen, das das Leben darbietet, abstrahiert werden.

Das Menschendasein zeigt uns nun zwei verschiedene Geschlechter und innerhalb der Geschlechter verschiedene Individualitäten. Wenn nun in jedem Individuellen die Norm „angelegt und eröffnet ist“, so kann das individuelle Menschliche in seiner Mannig-

1) Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung. 4. Brief.

faltigkeit nichts anderes sein als Abwechslungen, Spielarten, Seiten des normalen oder idealischen Menschen.

Nun sind die Individuen in ihrem Fühlen, Denken und Wollen — also geistig — einander ähnlich oder von einander verschieden. Die Individualitäten weisen also Aehnlichkeiten untereinander oder Gegensätze zu einander auf.

Es ist klar, daß die ähnlichen Individualitäten nur eine und zwar die gleiche Seite der Norm zeigen können; dagegen müssen die Gegensätze verschiedene Seiten des Normalen darbieten. Offenbar können die ähnlichen Seiten zum richtigen Begriffe der Norm nicht führen. Der richtige Begriff des Normal- oder Ideal-Menschlichen kann nur so gewonnen werden, daß die im Leben sich darbietenden Gegensätze zu einer Einheit zusammengefasst werden.

Der Normal- oder Ideal-Mensch ist somit die zwischen und hinter der wechselnden Mannigfaltigkeit des Menschenlebens stehende Menscheneinheit, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht des Menschendaseins, und daraus ergibt sich als Wichtigstes für das Leben, daß das Streben nach dieser Einheit (der Norm) nicht anders geschehen kann:

als daß die Gegensätze im Leben sich vermitteln, mit einander ausgleichen und sich gegenseitig ergänzen.

Es bestätigt sich also auch im Menschenleben Dührings Wort: „Der Antagonismus von Kräften, die sich in entgegengesetzter Richtung an einander messen, ist die Grundform aller Aktion im Dasein der Welt und ihrer Wesen.“¹⁾

1) E. Dühring, Kursus der Philosophie. Leipzig, Heimann. S. 31.

Die Gegensätze, die das Menschenleben zeigt, sind einerseits die beiden Geschlechter und anderseits die verschiedenen Individualitäten innerhalb der Geschlechter, die sich aus den mannigfachen Abstufungen ergeben, je nachdem im Menschen das Physische oder Geistige überwiegt, und je nachdem im Geistigen die Sphäre der Intelligenz, des Gemüts oder der Triebe vorwiegt.

Der Ausgleichsprozess der Gegensätze aber besteht darin, daß jeder das, was Wesen seines Antagonisten ist, erfasse, in sich aufnehme und sich anbilde, auf diese Weise sein einseitiges Individuelle ergänze und zu einem Einheitlichen, Universellen, Harmonischen abrunde und sich so der Totalnatur, der Norm entgegensteigere.

Dieser Ausgleichsprozess ist auch von der Natur im Keime in uns angelegt durch den Trieb zur Freundschaft und zur Geschlechtsliebe. In der Freundschaft erfassen sich die individuellen Gegensätze der geschlechtsgleichen Individuen; in der Liebe einen sich die Geschlechtsgegensätze.

Wenn nun auch dieser Prozess instinktiv stets in Scene tritt, so zeigt doch das Leben genugsam, daß die angeknüpften Verhältnisse nur zu häufig wieder zerfallen, daß die Freundschaft in Feindschaft, die Liebe in Haß umschlägt, bestenfalls in Gleichgiltigkeit übergeht. — Dies muß dann eintreten, wenn ein geistiger Ausgleich zwischen den Individuen nicht erfolgt, wenn jedes in seinem einseitigen Individuellen eigensinnig und egoistisch zu verharren sucht. Aber dieser Abfall vom Naturgemäßen, — diese Negation — wird zum Sauerteig, der das Geistige in Gährung setzt. Die Negation und die mit derselben verknüpften Leiden, als Un-

befriedigtsein, Zank, Haß, Feindschaft, seelische und auch körperliche Leiden, wecken und beschäftigen das Denken über das, was ist und treiben endlich zum Suchen und Forschen nach dem, was sein soll, und so werden die Menschen allmählich zur Erkenntnis des Wahren gelangen müssen.

So erweist sich gerade das Negative als Wecker des höheren Bewußtseins, und die Negation bleibt auch fernerhin die Zuchtrute in der Hand der Natur, die die Menschen nach und nach zum Vernünftigen, Naturnotwendigen führt. Rich. Wagner nennt dieses Negative „die Not“.

„Der bloße, nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen“, sagt Goethe. Der Mensch kann auch gar nicht bei dem Instinktiven seiner Natur verharren; denn seine Natur selbst drängt nach Bewußtsein. Der Mensch muß also den Ausgleichsprozeß und die Ausgestaltung seines Individuellen mit Bewußtsein vollziehen lernen, wenn er die im Dasein mögliche Befriedigung finden will. Dazu wird aber der richtige Begriff von der Menschennorm allein nicht ausreichen; denn der Begriff ist leer, kalt und darum wirkungslos, und es wäre uns wenig damit geholfen, wenn er nicht Inhalt gewinnen und belebt werden könnte. Es fragt sich daher: Wie füllen, wie beleben wir diesen Begriff?

7.

Wenn die Gegensätze im Leben in richtiger Weise zusammen treten, so fühlen die betreffenden Individuen sofort das Harmonische der eingegangenen Verhältnisse; daher die bekannte Seligkeit der Flitterwochen und das Volkswort von der anfänglich „dicken Freundschaft“.

Traten nun die Individuen mit Bewußtsein von der Notwendigkeit und der Bedeutung jener Verhältnisse zusammen, so wird den Individuen das harmonische Gefühl auch zum Bewußtsein kommen und im Moment des Denkens zu einer ideellen Vorstellung werden, die sich in tiefer angelegten Naturen auf Grund des richtigen Begriffs der Norm zur Idee, zum Idealbild steigert. Das Ideal ist dann als regulirender Faktor der gesamten Geistesthätigkeit festzuhalten. Damit aber dieses Ideal festgehalten und damit durch dasselbe das Leben in weiten Kreisen befruchtet werden könne, muß es stimmungsvoll zur Anschauung gebracht, also geformt werden, und dies geschieht im idealen Kunstwerk.

Die wahre, d. i. ideale Kunst — nicht unsere heutige Afterkunst — ist somit der wichtigste Faktor in der Erziehung der Menschheit; „sie stellt“, — wie Carriere sagt —, das Seinsollende als seiend dar“, mit anderen Worten: sie giebt den Bauplan des Lebens, und Goethe hat Recht mit seinem Wort:

„Anschau, wenn es dir gelingt,
Daß es erst in's Innre dringt,
Dann nach aufsen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.“

Was ist nun die Forderung des Ausgleichs der Gegensätze, der Bewältigung der empirischen Natur und der Ausgestaltung des einseitigen Individuellen zu einem harmonischen Ganzen anderes, als die von allem Mystischen und Dogmatischen entkleidete christliche Forderung der Nächsten- und Feindesliebe, der Selbstüberwindung und geistigen Wiedergeburt? Und woher kommt es, daß diese wahre christliche Grundlehre bisher so geringen wirklichen Erfolg hatte, d. h. so wenig wahre Christen schuf? — Das liegt daran, daß die christliche Lehre nur die abstrakte Forderung stellte, ohne zugleich den naturgemäßen Weg zu diesem Ziele zu geben. Darum konnte die Lehre nicht realisiert werden. Zwar suchte die Kirche durch symbolischen Ausbau das rein Begriffliche zu vermitteln, aber auch das gelang ihr nicht, darum predigte sie die Unzulänglichkeit des menschlichen Strebens und bedurfte der Lehre von der Gnade. Dadurch jedoch hat sie gerade das geschädigt, was das Wesentlichste im menschlichen Streben ist, nämlich das Spontane, das Vertrauen auf die eigene Kraft, die Selbstthat. — Soll diese Lehre Leben gewinnen, so muß zunächst der Weg zu dem erkannten Ziele wissenschaftlich erforscht und klar gelegt werden, dann aber muß das Begriffliche im Kunstwerk stimmungsvoll Anschauung werden.

Den ersten theoretischen Versuch, das Ziel des Lebens festzustellen und den Weg dazu zu finden, machte Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Den ersten künstlerischen Versuch, diesen Lebensprozeß zur Anschauung zu bringen, machte

Goethe in seinen Wahlverwandtschaften und in seinem Faust.

Führen wir einige Aussprüche aus Schillers Briefen an:

„Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.“ — „Alle, ohne Unterschied müssen durch Vernünftelei von der Natur abfallen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.“ (Negation.) — „Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser.“ — „Es muß falsch sein, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität notwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kraft wieder herzustellen.“ — „Der reine Vernunftbegriff der Schönheit müßte auf dem Wege der Abstraktion gesucht und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können;

mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine notwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der notwendigen Bedingungen ihres Daseins zu bemächtigen suchen.“ — „Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.“ — „Die Anlage zur Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.“ — „Es ist im eigentlichsten Sinne des Wortes die Idee seiner Menschheit, mithin ein Unendliches, dem der Mensch sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen.“ — „Mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.“ — „Es giebt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.“ — „Der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urteilen und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird“ u. s. w.

Einem so feinen Beobachter des Lebens, wie Goethe war, konnte der Antagonismus im Menschendasein nicht entgehen. Viele seiner Aussprüche weisen auf denselben hin. So heißt es in seinen Maximen: „Es giebt Menschen,

die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegenteil lieben und diesem nachgehen.“ Ferner: „Es giebt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen, dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher (also der Gegensätze) Acht gehabt und davon Vorteil gezogen.“ In dem Magneten fand er ein Analogon für diesen Antagonismus; den Magneten nennt er ein Urphänomen und ein Sympol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. Das Leben ist ihm „Polarität und Steigerung“. In seinen Sprüchen in Reimen heisst es: „Magnetes Geheimnis erkläre mir das! Kein gröfser Geheimnis als Liebe und Haß“. Ferner: „Wirst du deines Gleichen kennen lernen, so wirst du dich gleich wieder entfernen“, und: „Warum tanzen Bübchen und Mädchen so gern? Ungleich dem Gleichen bleibt nicht fern“. —

Und dafs die Lebensbezüge der Individuen Goethe länger und tiefer beschäftigt haben, das beweist sein Roman „die Wahlverwandtschaften“, worin er die Bezüge darzustellen versucht und sogar schon auf das Gesetzmässige derselben hinweist, indem er an den chemischen Prozeß erinnert, in welchem zwei chemisch verbundene Stoffe sich scheiden, wenn ein dritter hinzutritt, der zu einem von beiden eine gröfsere Verwandtschaft hat. — Wenn nun Goethe mit diesem Versuch auch noch nicht zum Ziele kam, wenn er vielmehr seine Gestalten in der Negation stecken liefs, — den Knoten also nur schürzte, aber nicht wieder löste, — so ist doch der Weg, den er hier einschlug, durchaus richtig; denn aus dem Obigen ergibt sich von selbst, dafs zu einer schematischen Darstellung des Ausgleichspro-

zesses der vorhandenen Gegensätze vier Individuen erforderlich sein müssen, nämlich zwei Paare: Mann und Weib als Geschlechtsgegensätze und als ähnliche individuelle Anlagen und zu jedem von Beiden der geschlechtsgleiche individuelle Gegensatz; zum Mann also der Freund, zum Weibe die Freundin, und zwar müssen diese wieder unter sich ähnliche individuelle Anlagen sein.

Besonders wichtig für das Verständnis des Lebens und bedeutungsvoll für die Ausgestaltung seiner selbst wurde für Goethe sein Verhältnis mit Schiller. In dieser Freundschaft, in der zwei völlige Gegensätze, oder wie Goethe sagt: Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachten, sich an einander anschlossen mit der Absicht des Ausgleiches und der gegenseitigen Ergänzung sehen wir zum ersten Male das Wesen und die Aufgabe des Lebens ins Bewußtsein treten. Wilh. v. Humboldt sah in diesem Verhältnis der beiden Dichter „ein nie gesehenes Vorbild“, und Gervinus sagt darüber: „Es lehrt uns, jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unseres Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die Richte, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat“. Diese Freundschaft ist für Gervinus „das erfreuliche Zeichen, daß jene ächte Kultur der Menschheit, die die Dichter erstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist, unter uns möglich geworden ist“, und er meint, wenn es uns gelänge, dem Beispiele der Dichter zu folgen, „daß wir dann, wie es Goethe von sich aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen

dürften“¹⁾. — Nun, gelingen wird uns, diesem Beispiel zu folgen, wenn das Ziel des Lebens und der naturgemäße Weg zu demselben erst allgemein klar erkannt und die Lebenstheorie durch die Kunst veranschaulicht sein wird.

Nach Goethe ist es der Psychologe Ed. Erdmann, der wenigstens den Gegensatz der Geschlechter und die Bedeutung derselben erkennt. Er legt den Gegensatz beider ausführlich dar²⁾, sagt, daß zwischen Mann und Weib eine wirkliche Wahlverwandtschaft bestehe, nennt dieselbe ein polarisches Verhältnis und bezeichnet den Ausgleich beider so: „Der Mann lernt so denken, wie das Weib fühlt, das Weib so fühlen, wie er denkt“; doch irrt Erdmann, indem er auch für die Ehe individuelle Gegensätze fordert und dies nur damit begründet, daß zwei harte Steine schlecht zusammen mahlen.

War nun Goethe in seinen Wahlverwandtschaften dem Ausgleichsprozefs zwischen den Individuen nachgegangen, so verfolgt er in der Faustdichtung diesen Prozefs im Individuum selbst.

Wir werden deshalb zu untersuchen haben, wie der Werdeprozefs im Individuum sich vollzieht.

1) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. V. S. 403.

2) Erdmann, Psychologische Briefe. 5. Brief.

8.

Das treibende Element in dem menschlichen Entwicklungsprozeß ist, wie oben gesagt, das uns verhaftete Sehnen, der dunkle Drang. Anfangs lastet dieses Sehnen wie ein dumpfer Druck im Gemüte, und nichts ist natürlicher, als daß der Mensch suchen wird, diesen noch unverstandenen, beängstigenden Druck los zu werden. Der Mensch wird darum anfangs nach allem begierig greifen, was seine Sinne reizt und ein Verlangen in ihm weckt. Dadurch wird das Sehnen zeitweilig beschwichtigt oder betäubt.

In diesem Zustande gleicht der Mensch dem Kinde, dessen Sehnsucht nach der Mutter durch einen reizenden Gegenstand abgelenkt wird. Indefs vermögen solche Dinge nicht allzu lange zu beruhigen. Die Intensität des Reizes nimmt ab mit seiner Dauer, und das Sehnen kehrt wieder, lebhafter denn zuvor. Ein neues und stärkeres Reizmittel wird nötig, um das wieder erwachte sehnende Gefühl zu beschwichtigen; aber auch dieses versagt bald und muß einem anderen weichen, bis endlich nichts Aeufserliches mehr das Verlangen stillen kann. So erfaßt auch der Mensch in seinem dunklen Drange vielerlei, probt alles durch, um unbefriedigt das Erfafste immer wieder bei Seite zu schieben. Daher ruft Faust am Ende seiner Laufbahn aus:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, liefs ich fahren,
Was mir entwischte, liefs ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt.“

Im unbewußten Zustande, d. h. so lange der Mensch noch kein Wissen hat von dem Ziele und dem Laufe der Entwicklung, kann unter diesem Suchen im Sinnlichen nach der Befriedigung der ethische Trieb einschlafen. Der Mensch vegetirt dann so hin, nicht viel besser als das Tier; andere werden bei der steten Erneuerung und Verschärfung der betäubenden Reizmittel im Leben versumpfen und verkommen; noch andere werden, nachdem sie alles im Leben durchgekostet haben, ohne befriedigt worden zu sein, mit Ekel sich abwenden, mit Salomo alles „eitel“ nennen und Pessimisten werden oder in der Mystik Heil suchen, und nur tiefer angelegten Naturen wird dabei das wahre Ziel des Lebens mehr oder minder klar aufgehen, oft auch dann erst, wenn es bereits zu spät ist, die Einsicht für das eigene Leben noch verwerten zu können (wie auch bei Faust). Daraus erhellt, wie notwendig es ist, die Menschen über Lebensziel und Entwicklungsgang beizeiten aufzuklären.

In diesem empirischen Sich-Ausleben des Individuums sind nun überall zwei Momente zu unterscheiden, die jeder bei nur einiger Selbstbeobachtung an sich selbst wahrnehmen kann.

Das erste Moment ist die auf Grund des Sehns erfolgende Hingabe an irgend ein Objekt, das einen Reiz verursachte und ein Verlangen erregte. Diese Hingabe wird um so inniger und tiefer sein, je stärker der Reiz und je größer das sehnende Verlangen war. Sie kann bis zu einem völligen Rausch, einem Sich-selbstverlieren gehen (Ausschweifung, Sinnenrausch, Verzückung). Ist dann das Verlangen gestillt, und läßt der Reiz mit der Dauer nach, dann tritt eine

Ernüchterung, wohl gar eine Enttäuschung ein, die um so gröfser sein wird, je tiefer die Hingabe war. Diese Negation führt den Menschen zu sich selbst zurück, und diese Rückkehr kann bei gröfser Enttäuschung zu einer gänzlichen Lossagung und Trennung von dem vorher erfaßten Objekt führen.

Damit tritt das zweite Moment ein, das eine Verinnerung des Erlebten ist. Das Bewußtsein ist erwacht, und nun zieht das Erlebte im Bewußtsein noch einmal vorüber; der denkende Geist hält eine Ueberschau, und hierbei stellt sich ganz von selbst eine Prüfung des Durchlebten ein. In diesem Prozeß wird der Mensch erkennen, wo er zu weit ging, wird einsehen, was falsch und was wahr war in seiner Hingabe und wird so eine Lehre gewinnen für sein ferneres Verhalten der Außenwelt gegenüber. — Bald aber drängt das wieder erwachte Sehnen zu einer neuen Hingabe, die nun auf Grund des Erkannten geschieht, bis eine neue Negation den Menschen zu einer neuen Selbstbesinnung bringt. Wieder zieht sich der Mensch in sich selbst zurück, überschaut das Erlebte, verinnert es und gewinnt dabei eine neue Lehre, um dann nach Maßgabe des Erkannten wieder sich hinzugeben ans Leben.

Dieser Weise wiederholt sich der Wechsel zwischen Hingabe an das Leben und Verinnerung des Erlebten fortgesetzt, so daß einem Leben nach außen stets ein Leben nach innen folgt. Der Mensch erlebt daher alles zweimal, einmal reell und unbewußt, wenigstens mit dunklem Bewußtsein, darauf ideell mit klarem Bewußtsein.

Je öfter dieser Wechsel wiederkehrt, je mehr also

erlebt und verinnert wird, desto klüger, erfahrener wird der Mensch. Soll er sich jedoch auch sittlich heben, sich veredeln, so muß noch ein drittes Moment hinzukommen, das ist die Verleiblichung, die darin besteht, daß der Mensch die gewonnene Einsicht zur Richtschnur seines eigenen Lebens macht, sich selbst darnach ausgestaltet und so das Vernünftige am eigenen Ich realisiert.

Die menschliche Entwicklung vollzieht sich also nach dem Schema: Hingabe, Verinnerung und Verleiblichung.

Durch die Hingabe an das Leben und die Enttäuschungen dabei, die Negation, wird das Denken nicht nur geweckt, sondern auch fortgesetzt befruchtet und genährt. Die Hingabe schafft somit den zu verarbeitenden Stoff herbei.

In der Verinnerung wird dieser Stoff zunächst wiederholt, überschaut und dann daraus das Vernünftige und Bleibende gewonnen. Die Verinnerung zieht also die Quintessenz aus dem Stoffe.

Durch die Verleiblichung endlich werden die Resultate des vorangegangenen Prozesses angeeignet und verkörpert. Der Mensch reformiert das eigene Sein und dann auch das äußere Leben nach seiner Erkenntnis. Die Verleiblichung ist also ein Formen des im Lebensprozesse Gewonnenen, zuerst nach innen, dann nach außen.

Dieser Wechsel zwischen Hingabe, Verinnerung und Verleiblichung wird sich nun so lange wiederholen müssen, bis alles Äußere verinnert, und alles Verinnerte verleiblicht und geformt ist. Aehn-

lich sagt Schiller: „Der Mensch soll alles Innere veräußern und alles Aeufßere formen“. ¹⁾ Auch die Worte des Herrn im Prolog zum Faust weisen auf diesen Prozeß hin:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Mit der Wiederholung dieses Wechsels vertieft sich nach und nach das ganze Sein des Menschen. Es wächst nicht nur seine Erkenntnis, sondern auch sein Ich lernt mehr und mehr sich bescheiden, — weshalb Erdmann mit Recht die Entwicklung des Ich ein allmähliches Ersterben des Ich nennt, — bis endlich die feststehende, in sich geschlossene Persönlichkeit gewonnen ist, in der das Vernünftige, d. i. das Allgemeingiltige, Normale, derart verkörpert ist, daß sie nicht mehr anders kann, als allgemeingiltig fühlen, denken und wollen. Der kategorische Imperativ ist im Menschen zu Fleisch und Blut geworden.

Wenn nun auch dieser Wechsel zwischen Sehnen, Hingabe und Verinnerung ein Naturprozeß ist, dem niemand entrinnen kann, der sich vielmehr von selbst im Menschen vollzieht, so geschieht er doch nicht immer und überall gleich tief, weshalb auch die Resultate der Verinnerung verschieden sein müssen. Oberflächliche Naturen gelangen dadurch allmählich nur zu einer seichten, praktischen Lebenserfahrung, Weltklugheit genannt; ernstere Naturen gewinnen so Grundsätze, Maximen; in tiefer angelegten Individuen erheben sich auf

1) Schiller, a. a .O. 11. Brief.

diese Weise ideelle Vorstellungen, und nur in den höchstbegabten Menschen wird die Verinnerung endlich zu einem lichten Schauen des Ideals, der Norm.

Ebenso wenig kann die Verleiblichung gänzlich unterbleiben; allein sie ist es gerade, die im Leben meistens sehr mangelhaft geschieht, und die Folge davon ist, daß der Mensch im praktischen Leben wohl immer besser sich zurecht finden, das ihm Nützliche ergreifen, das Schädliche meiden lernt, aber moralisch nicht besser wird. Statt zunächst sich selbst an den gewonnenen Erfahrungen, Maximen und ideellen Vorstellungen zu messen und von sich abzuthun, was diesem Mafse nicht entspricht, beurteilt der Mensch gemeiniglich nur die Außenwelt darnach, sieht den Splitter in des Bruders Auge und wird des eigenen Balkens nicht gewahr. Statt sich selbst nach den Resultaten seiner Ueberschau zuerst zu reformiren, sucht der Mensch das, was um ihn ist, darnach zu modeln und zu bessern, wie auch Faust, — und erst das Vergebliche solches Beginns und die Konflikte, in die er dadurch mit den anderen gerät, — wieder also die Negation, — wird ihm endlich, wie auch Faust, die Erkenntnis aufzwingen, daß das Gesamtleben von selbst vernünftiger werden muß, wenn jeder zuvor sich selbst beschränken und bewältigen gelernt haben wird. Die Reformation des Gesamtlebens ist erst die notwendige Folge der Reformation des Individuums. Unsere modernen Staatskünstler sind darum auf einem verhängnisvollen Irrwege; denn auch sie wollen durch rein äußerliche Mittel das Wohl der Gesamtheit herbeiführen.

Nun ist das Gefühl des Mangels die erste Aeufserung des Gefühls überhaupt, und somit müssen wir

das Gefühl als die Grundlage alles geistigen Werdens erkennen.^{1) 2)}

Indem das Mangelgefühl nach Befriedigung drängt, erhebt sich daraus der Trieb, diese erste Form des Willens, der anfangs blind vorwärts stürmt, bis die Negation (Nachlassen des Reizes, Nichtbefriedigtsein, Ernüchterung, Enttäuschung u. s. w.) das sinnliche Bewußtsein weckt, diese erste Regung des erwachenden Verstandes, der Intelligenz.

Durch die stete Wiederholung dieses Prozesses gelangt das Geistige allmählich von den einfachen Empfindungen und Wahrnehmungen zu Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen, Ideen, auf Grund deren das Gefühl allmählich von bloßen Unlust- und Lustgefühlen zum wirklichen Sehnen sich hebt, der Trieb zum Willen sich steigert und alle Geistesfaktoren mit- und durcheinander sich vertiefen, und so wird das Individuum über den ursprünglichen Egoismus der empirischen Natur hinaus zu einem allgemeingiltigen Denken, Fühlen und Wollen d. h. zur Vernunft gelangen.

In diesem Prozeß führen Gefühl, Wille und Verstand ein Sonderleben, wobei das Gefühl als Erreger und Treiber, der Wille als Ausführer und der Verstand zuerst als Sucher und schließlich als Aufseher erscheinen.

In der Hingabe, die im Leben oft genug zum

1) Erdmann, a. a. O. S. 269. Sowohl die Intelligenz als der Wille ist im Grunde Gefühl.

2) A. Spir, Denken und Wirklichkeit. II, S. 199. Der Wille ist eine Folge der Gefühle. Sagen, dass der Wille vor den Gefühlen existirt, heißt sagen, daß die Tendenz eines Zustandes vor dem Zustande selbst existirt, der sich zu verändern strebt.

Sinnenrausch und zur Ausschweifung wird, schlummert das Bewußtsein ein, und erst die Negation weckt dasselbe wieder. Das Leben hat dafür den Ausdruck: „der Mensch kommt zur Besinnung“. Damit tritt die Erinnerung ein, und es folgt nun jener Zustand, der im gewöhnlichen Leben, wenn er krafts zu Tage tritt, „moralischer Katzenjammer“ genannt wird. Was der Mensch, von sich selbst nichts wissend, wie in einem Taumel durchlebte, zieht an dem wachen Bewußtsein noch einmal vorüber, der Verstand hält eine Ueberschau. Dabei möchte das Gefühl im Ekel vor dem sinnlos Durchtobten alles Durchgemachte als schal und nichtig abweisen. Dagegen sträubt sich aber der Verstand; denn etwas Berechtigtes muß in dem Erlebnis gewesen sein, sonst hätte das Gefühl nicht einen Impuls daher empfangen können; das Falsche liegt ja nur in der Ausartung. So entsteht ein Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand, bis beide Geistesfaktoren sich einigen, und dieser Einigungsmoment ist der geistige Zeugungsakt; es ist der Moment, in dem das Berechtigte und Vernünftige des Erlebten ins Bewußtsein tritt.

Je tiefer sich beide Faktoren bei dieser Vereinigung durchdringen, desto klarer wird das Erkennen; in höheren Anlagen steigert es sich zum lichten Schauen. — Hat sich dies vollzogen, so tritt der Wille in Aktion, um das Erkannte oder Geschaute im Leben zu verwirklichen, also in That umzusetzen. — Der Mensch sucht nun auf Grund des Erkannten nach einem zur Hingabe geeigneten Objekt. Dieses Suchen ist Sache des Verstandes, und hat er das Gemälse gefunden, so löst sich in der Hingabe das Gefühl vom Verstande wieder

mehr und mehr; das Bewußtsein schlummert ein und das Gefühl verschweift wieder, bis ein neuer Anstoß erfolgt, die Negation das reflektirende Denken weckt und beide Geistesfaktoren in der Verinnerung sich wiederfinden.

Die Verinnerung ist somit das immer wiederkehrende Zurücksinken der Geistesfaktoren in die ursprüngliche Einheit, die schließlicb zur dauernden Einheit, d. h. zur Harmonie des Geistes werden muß.

Je öfter nämlich die Trennung und Wiedervereinigung erfolgt, und je mehr die in der Verinnerung gewonnene Einsicht dem Wahren sich nähert, desto mehr nähern sich Gefühl und Verstand, desto mehr wird das schweifende Gefühl durch den Verstand eingefangen und in Herrschaft gehalten. Hat die Intelligenz in diesem Prozeß endlich das erfaßt, was das Gefühl ersehnte, die Norm, die eine Idee, das wahre Ideal des Lebens, worin allein Befriedigung zu finden ist, dann sind Gefühl und Verstand versöhnt.

So erweist sich die geistige Entwicklung *im* Individuum als eine allmähliche Versöhnung von Gefühl und Verstand.

Ist aber das Ideal endlich erfaßt, dann wird das davon durchglühte Gemüt erst recht zum Dränger und zwingt den Verstand, nach den Gesetzen zu suchen, nach denen das Ideal in Kunst und Leben realisirt werde, und sind diese gefunden, so sind die Geistesfaktoren in ihrem Streben einig, die Harmonie des Geistes ist gewonnen; denn der Wille kann nichts anderes mehr ausführen, als das, was das Gemüt erfüllt, und dem Verstande bleibt nur noch die Aufgabe, darüber zu wachen, daß die erkannten Gesetze beim Aufbau des Ideals nach innen und außen eingehalten werden.

Schien also der Verstand anfangs der Leiter, indem er das sehnende Gefühl zu immer neuen Objekten führen mußte, damit es dieselben erprobe, so ist er nach Gewinnung des wahren Zieles und des naturgemäßen Weges zu demselben bei der Umsetzung der Erkenntnis in That durch den Ausführer, den Willen, — nur noch der Aufseher.

Dieser geistige Prozeß ist jedoch nicht nur da am deutlichsten zu verfolgen, wo die Hingabe ausartete, sondern er ist dann auch am fruchtbarsten. Denn je tiefer die Irrung, desto klarer das Schauen des Wahren; daher das Sprichwort: „Durch Nacht zum Licht!“ Darum sagt Jesus, daß über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude sein wird, als über viele Gerechte, und die Geschichte aller Völker zeigt, wie in den Zeiten der schwersten inneren und äußeren Not den Völkern immer hohe sittliche Ideen aufgingen. So erklärt sich auch Schillers Ausspruch: „Daß das Genie am nächsten an die Wildheit grenzt und ein Licht ist, das gern aus der Finsternis schimmert“ (10. Brief).

Nun verhalten sich die Individuen in diesem Prozeß nicht alle gleich. Je nach der Art, wie das Subjekt dem Objekt gegenüber sich giebt, muß man zwei Arten des Strebens und darnach objektive und subjektive Naturen unterscheiden. Für das Verständnis und die Beurteilung des Lebens ist dieser Unterschied von besonderer Wichtigkeit, da die Unkenntnis oder Nichtbeachtung desselben am häufigsten zu schiefen oder falschen Urteilen über Menschen führt.¹⁾

¹⁾ Feuchtersleben, Diätetik der Seele. S. 171. Es giebt im Ganzen (und das gilt nun von der Diätetik der Seele, wie von allem menschlichen Streben und Wirken) zwei Arten, das Leben anzuschauen

Die objektive Natur, in der das Gemütsleben überwiegt, ist Hingabe an die Erscheinung. Sie haftet sofort an jedem sympathischen Objekt und wird von demselben nur zu leicht hingerissen, denn sie setzt das eigene Subjekt in das Objekt hinein, verliert sich also an dasselbe und geht im Objekt völlig auf, darum eben objektiv. Sie muß durch das Erlebnis zu sich selbst zurückkehren und das Durchlebte ins Bewußtsein heben, muß lernen, das Bewußtsein festzuhalten und sich auf diese Weise innerlich zusammenzufassen, wenn sie in dem poetischen sich Verlieren nicht sich selbst gänzlich aufgeben und im bloßen Genußleben versinken soll. — Diese Hingabe ist vorzugsweise Wesen des Künstlers, des Dichters, der auf solche Weise aus dem Leben den Stoff saugt, den er dann verinnert, in die Idee hebt und künstlerisch verarbeitet; darum kann man diese Natur auch die poetische Anlage nennen.

Die subjektive Natur mit dem helleren Bewußt-
und zu behandeln. Entweder: man setzt sich in den Mittelpunkt und sucht das innere Leben gegen die Dinge zu behaupten, und durch Ausbildung des Charakters in seiner Kraft zu steigern; eine Denkart, welche man die subjektive oder sittliche nennen könnte (Kant); oder: man giebt sich willig der Welt hin, und sucht sich den Gegenständen anzueignen, indem man auch sich selbst als solchen auffaßt, und als Teil des Ganzen behandelt, eine Denkart, welche man die objektive oder poetische nennen könnte (Goethe). Durch die große Einheit und Gesetzlichkeit der Natur, vermöge welcher sich die entgegengesetzten Pole suchen, führen auch diese Gegensätze zu einem Ziele. Denn wer nur das Subjekt recht in sich ausbildet, kommt dem Zweck des Ganzen entgegen, dessen Teile Subjekte sind, und wer die Objekte treu abspiegelt, wird auch sich selbst klar werden, und indem er sich opfert, um so sicherer wiederfinden. Keine Ansicht hat Unrecht, jede paßt für einen eigenen Charakter, wie überhaupt die Denkart des Menschen aus seinem Charakter hervorgeht.

sein ist Kühle gegenüber dem Objekte. Weil sie eben das Bewußtsein fest hält, so verliert sie sich nicht an den Gegenstand, sondern hält das eigene Subjekt dem Objekt gegenüber fest; darum eben subjektiv. Solche Naturen sind deshalb schwerer zugänglich. Da in ihnen die Reflexion vorwiegt, so gehen sie vorsichtig und prüfend an das Objekt heran, und so scheint von vorn herein ein sittlicher Ernst ihr Thun und Handeln zu bestimmen; deshalb kann man diese Natur auch die ethische Anlage nennen.

Ist der Poetiker der beste Gesellschafter, so wird der Ethiker häufig langweilig, ist kalt oder wirklich abstoßend. Wie die poetischen oder objektiven Naturen leicht verflachen, ja versumpfen können, so droht den ethischen oder subjektiven Naturen ebenso leicht eine andere Gefahr. In ihrer Zurückhaltung vereinsamen dieselben leicht; in ihrem ethischen Ernste trennen sie alles anders Strebende rücksichtslos von sich ab und werden auf diese Weise moralisirende, nüchterne, knöcherne Begriffsmenschen und als solche abstoßend und unfruchtbar fürs Leben.

Die poetische Anlage strebt von der Anschauung zur Idee. Zu dem unmittelbar Erlebten und Selbst-Erfahrenen will sie die ethischen Prinzipien finden. Die ethische Anlage strebt von der Idee zur Anschauung. Sie sucht zu den synthetisch gewonnenen Prinzipien die Bestätigung im Leben. Muß der Poetiker durch Erlebnisse erst Stoff in sich aufnehmen und sammeln, um ihn dann zu assimiliren und daraus das Ideelle zu gewinnen, so bedürfen die Spekulationen des Ethikers der Befruchtung durch die Hingabe an die Erscheinung und der Prüfung an den Daten der Erfahrung.

Erfolgt die Befruchtung und Berichtigung einerseits des Erlebten durch die Idee, andererseits des abstrakten Gedankens durch das Leben nicht genügend, so wird der Poetiker, wenn er künstlerisch produktiv wird, zwar lebensvoll und wahr sein, aber seine Gestalten werden trivial, gewöhnlich, ja gemein werden; der Ethiker dagegen wird abstrakt, moralisierend, didaktisch sein, und seine Gestalten werden unwahrscheinlich und phantastisch werden. — Nur die normale Befruchtung kann bei beiden Anlagen wahre Poesie und real-ideale oder real-poetische Gestalten ergeben

Rein kommen diese Anlagen seltener vor, aber doch wird jedes Individuum in seinem Streben mehr oder weniger nach einer von diesen Richtungen neigen. Zwischen beiden steht die harmonische Anlage, deren Aufgabe es ist, das von Natur gegebene im Bewußtsein zu erfassen und so die natürliche Harmonie zu einer bewußten zu steigern.

Beide Anlagen sind gleich berechtigt, aber beide sind auch gleich einseitig und bedürfen der Ergänzung und Abrundung zur Harmonie, und diese Harmonie wird dadurch erreicht, daß jede Anlage in ihr Gegenteil gedrängt wird, so daß die poetische allmählich mehr zur bewußten Kühle gegenüber dem Objekte, die ethische mehr zur unmittelbaren Hingabe an das Objekt gelange; denn beide Anlagen sind schweifend: die poetische nach der realen, die ethische nach der ideellen Seite hin; beide müssen durch die Negation zurückgerissen werden, die poetische zum Ideellen, die ethische zum Realen, und erst in der Verinnerung, in der Gefühl und Verstand sich einen, wird beiden Anlagen das Wahre aufgehen. Dieser geistige Zeugungsmoment ist jenem ver-

schiebbaren Punkte des Perspektivs zu vergleichen, der das Bild des betrachteten Objekts dem Auge am deutlichsten und schärfsten zeigt; davor, wie darüber hinaus verschwimmt das Bild. So wird auch nur bei normalem Verlauf des Prozesses das Erkennen zum klaren Schauen des Ideals.

9.

Unsere beiden Dichterheroen, Schiller und Goethe, sind treffende Beispiele für diese beiden Anlagen. Schiller war eine subjektive oder ethische; Goethe dagegen eine objektive oder poetische Natur, und weil Goethe selbst hinter Faust steht, so ist auch Faust eine objektive oder poetische Natur, und darin liegt die oben angedeutete Einseitigkeit der Faustdichtung.

Um den geistigen Entwicklungsprozess darzustellen, wie er sich naturgemäß vollziehen muß, hätte der Dichter die beiden Anlagen, die Gegensätze, gegenüberstellen müssen, und beide mußten sich dann neben, mit und durch einander entwickeln; es mußte also ein Ausgleich zwischen beiden stattfinden.

In Mephistopheles können wir den Repräsentanten der ethischen Anlage nicht sehen, da in ihm gar keine Entwicklung ist. Mephisto tritt von vorn herein als etwas Fertiges auf, und deshalb ist ein Ausgleich mit ihm für Faust gar nicht möglich; Faust mußte ihm gegenüber ohne jeden inneren Bezug ganz äußerlich stehen bleiben.

Man kann daher die Faustdichtung nur die Darlegung der geistigen Entwicklung einer objek-

tiven oder poetischen Natur nennen, und da diese Entwicklung — wie oben gezeigt — nach dem Schema: Hingabe und Verinnerung geschieht, und in diesem Prozeß Gefühl und Verstand ein Sonderleben führen, so hat Goethe in seiner Dichtung diese beiden Geistesfaktoren getrennt und

in Faust das Gemütsleben, in Mephisto den reflektirenden Verstand symbolisirt.

Auf diese Trennung weisen die Worte hin, die Faust an Wagner kurz vor Mephistos Einführung richtet:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen; (Verstand)
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“ (Gefühl.)

Als Gemütspotenz führt sich Faust ein mit den Worten:

„Ich sehe, daß wir nichts wissen können, — — —
Drum bab' ich mich der Magie ergeben.“

Was ist Magie? Da der Begriff in der Dichtung öfter in derselben Bedeutung wiederkehrt, so ist es nötig, von vorn herein festzustellen, was darunter zu verstehen ist.

Magie ist hier der Gegensatz vom Wissen. Wie das Wissen das letzte Resultat des denkenden Geistes (des Verstandes, der Intelligenz) ist, so ist die Magie die höchste Ausstrahlung des fühlenden Geistes (des Gemütslebens). Selbstverständlich ist die mit Sprüchen, Formeln und Zeichen arbeitende Zaubermagie nur das Bild, das Veranschaulichungsmittel und bezeichnet

erstlich das Sehnen und Drängen des Gefühls nach dem Höchsten („wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“) und dann das Ahnungsvolle des Gemütslebens, das also, was das Dichterwort enthält: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Das Gefühl ist das, was uns mit dem Unendlichen verknüpft, weil es dunkel ein Göttliches ahnt, von dem der Verstand nur den leeren, kalten Begriff gewinnen kann; darum: je reicher und tiefer das Gemütsleben, desto größer das Sehnen nach dem Höchsten, desto mehr Bedingung zu höherer sittlicher Entfaltung. Ebenso steigt aus dem Gemüte das Ideelle geheimnisvoll, magisch, mystisch auf; es muß nur ins Bewußtsein treten und darin festgehalten werden; darum sagt Goethe in seinen Maximen: „Vom eigentlich Produktiven ist niemand Herr und sie müssen es alle nur so gewähren lassen“, — und sagt nicht Hegel, daß die Idee mystisch empfangen werde? Ebenso spricht Spir aus, daß im ästhetischen Aufschwunge — also dann, wenn das Gefühl am Höchsten glüht — das Göttliche unmittelbar da sei im Menschen! —

Uebrigens ist die Zaubermagie nur das zu Form erstarrte wahre Magische, d. i. der in leeren Formalismus entartete Wahn, daß das Gefühl allein das All erfassen könne. Die Magie steht zu dem wahren Magischen in demselben Verhältnis, wie das Dogma der Kirche zum wahren Religiösen; auch hier die Erstarrung des religiösen Lebens in eine öde Form.

Im Gegensatz zum Wissen kommt der Begriff „Magie“ im zweiten Teile des Faust in der Szene „Gang zu den Müttern“ vor; dort sagt Mephisto:

„Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, — Magie der Weisen;“

das heißt: aus dem drängenden, ahnungsvollen Sehnen muss sich die Idee erheben, die an dem Begriff, dem Verstandesprodukt, zu messen und durch denselben zu begrenzen ist, wenn sie nicht ins Phantastische ausarten soll.

Ferner sagt Faust, als die Sorge zu ihm tritt:

„Noch hab ich mich in's Freie nicht gekämpft:
Könnst' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz verlernen,
Ständ' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“ —

Hier steht als Gegensatz zu Magie „ein Mann allein“. Nun ist das Wesen des Mannes das Denken. Wie im Manne die Verstandesthätigkeit überwiegt, so im Weibe das Gefühl. Faust will also sagen: Hätte der Mensch nur den Verstand, so könnte er Ruhe und Frieden auf Erden finden; das ewige Sehnen der Seele, das Drängen des Gefühls ist es eben, was ihn nie zur Ruhe kommen läßt.

Wie die Magie die Dichtung eröffnet, so bildet sie auch den Schluß derselben; nur wird sie am Ende als Gegensatz zu „Mann allein“ „das Ewigweibliche“ genannt. „Das *Ewigweibliche* zieht uns hinan“ will, sagen: Das Gefühl trägt uns empor zum höchsten Schönen Wahren und Guten, — zum Göttlichen.

Als Gemütspotenz dokumentirt sich Faust ferner in folgenden Worten:

- a. „Von allem Wissensqualm entladen!“
- b. „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.“

c. Die Osterklänge erwecken in ihm ein „unbegreiflich holdes
Sehnen,“

„Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle, ...

„ . . . die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!“

Mephistopheles ist der kalte, nüchterne, praktische, empirische Verstand, das reflektirende Denken.

Mephisto entpuppt sich aus dem Pudel, der sich im Freien (in der Natur) zu Faust gesellt, indem er ihn immer enger und enger umkreist.

Der Pudel ist ein Bild des Empirischen, aus dem der Mensch das Begriffliche gewinnt, indem er die Grenze der Betrachtung enger und enger um die Erscheinung zieht. Das Begriffsleben, das empirische Reflektiren, macht aber das Wesen des Verstandes aus:

Mephisto sagt von sich:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft. — —
Ich bin der Geist, der stets verneint! — —
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.“

Ist es nicht der Verstand, der alles negirt, an allem zweifelt, überall die Frage stellt und dadurch zu den Prinzipien gelangt, also trotz des Zweifels stets das Gute schafft? Mephisto spricht von seiner „Muhme, der berühmten Schlange“. Was ist die Schlange in der biblischen Erzählung des Sündenfalls anderes als ein Bild für das in uns geheimnisvoll aufsteigende Denken, welches Zweifel, Eitelkeit und Lust erregt? Bezeichnet nicht der Dichter der Genesis das Essen vom Baum der Erkenntnis, also das Denken, als die Ursache des Sündenfalls! Sagt nicht auch Shakespeare: „An sich

ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu!“

Mephisto nennt sich mit Recht die Zerstörung; denn mit der Vernichtung des angeschauten Objekts beginnt das Denken, weshalb Erdmann in dem Kinde, das seine Fingerchen in den Puppenbalg hineinbohrt, um zu sehen, was dahinter steckt, alle Spallazani's und Cuvier's, alle Humboldt und Joh. Müller sieht.

Mephisto sagt nicht, daß er die Sünde, das Böse sei, sondern daß alles, „was ihr Sünde, das Böse nennt“, sein eigentliches Element sei. Was ist nun Sünde oder das Böse anderes als der Abfall vom Naturnotwendigen infolge des reflektirenden Denkens, und was ist Entsündigung oder Sühne der Sünde anderes als bewufste Rückkehr zum Naturnotwendigen. Sünde ist eben die Negation, die notwendig ist zur Gewinnung des höheren Bewußtseins, der Vernunft; sie ist der Geisteswecker, die Not, welche beten lehrt; sie ist das große Erziehungsmittel für den Menschen in der Hand der Natur, das Mittel, welches den Läuterungsprozeß verursacht, in welchem das reine Metall von den Schlacken sich scheidet. Nichts hat der menschlichen Entwicklung mehr geschadet als der falsche Sündenbegriff der Kirche, durch den der Mensch gewissermaßen festgenagelt wird auf der Sünde und nur durch ein Mittlertum und den blutigen Opfertod eines Unschuldigen davon erlöst werden kann. Die Notwendigkeit und Bedeutung des Irrtums hat Jesus in seinem Gleichnis vom verlorenen Sohn genugsam anerkannt, und ebenso sagt Schiller: „Alle müssen durch Vernünftelei von der Natur abfallen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können“.

Mephisto sagt weiter von sich:

„Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.
Und doch gelingt's ihm nicht, ...
. . . Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.“

Der Teil, der anfangs alles war, ist der uns Menschen verhaftete dunkle Grund des Unbewußten, diese ursprüngliche, naive Einheit des Geistes, — „die Finsternis“, — woraus sich in der Entwicklung Gefühl, Trieb und Verstand erheben, womit das Licht des Bewußtseins geboren wird. Und zwar regt sich dieser dunkle Grund des Unbewußten zuerst als unbewußtes Fühlen — „die Mutter Nacht“ — und erst allmählich entwickelt sich daraus Wille und Verstand, „dieses stolze Licht“, das da glaubt, alles erkennen und bis in den letzten Grund leuchten zu können und deshalb der Mutter Nacht den alten Rang, den Raum streitig macht. („Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, erstarren in dem irdischen Gewühle.“)¹⁾ — Und doch gelingt's ihm nicht; das unbefriedigte Gefühl ringt sich immer wieder empor, wird zum Sehnen, das Sehnen zum rastlosen Dränger, bis das Geistige mit dem Zerfall des Körpers, an dem es „verhaftet klebt“, in das ewige Geheimnis zurücksinkt.

Als kalter, nüchterner, praktischer Verstand, dem es nur darum zu thun ist, das Leben sich angenehm zu machen, führt sich Mephisto sowohl bei Faust, wie auch in der Szene mit dem Schüler ein. Faust ruft er zu: „Hör' auf mit deinem Gram zu spielen, der wie ein Geier dir

1) Siehe die Anmerkungen S. 39.

am Leben frisst“ und weist ihn auf das wirkliche Leben, auf den Genuß hin. Ebenso giebt er dem Schüler recht praktische Weisungen und kennzeichnet sich aufs deutlichste mit dem Wort fürs Stammbuch: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum“. (Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was Gut und Böse ist.)

Weiter sagt Faust zu Mephisto: „Du grinst gelassen über das Schicksal von Tausenden hin“, was wieder auf den kalten Verstand hindeutet, und ebenso ist das gebieterische: „Her zu mir!“ in der Kerkerszene wo Faust (das Gefühl) durchgeht, so zu verstehen, daß das schweifende Gefühl unter den Verstand gestellt und von demselben in Herrschaft genommen werden muß.

Im zweiten Teile ist Mephisto immer der praktische Verstand; er schafft das Papiergeld, er giebt den Schlüssel zum Schönen, er klettert bei den Griechen mühsam an der „Gegenseite“ d. h. an der Form hinauf, während Faust, das Gemütsleben, sofort das Wesen erfafst; er schlägt die Schlacht und ist schließlich nur noch der Aufseher, der die Ausführung der ideellen Vorstellungen Fausts überwacht und leitet und auch hier die Mittel zur Realisirung ersinnen muß.

Viele Stellen der Dichtung ließen sich noch anführen zur Bestätigung dieser Auffassung, doch mag das Gesagte einstweilen genügen. Die weitere Besprechung wird uns Gelegenheit genug geben, Fausts und Mephistos Wesen noch mehr ins Licht zu heben.

Schien Mephisto, der praktische Verstand, anfangs der Leiter, indem er Faust, das Gefühl, zu immer neuen Objekten führte, damit derselbe diese erprobe, so tritt er im Laufe der Dichtung immer mehr zurück, und das ist natürlich; denn je mehr das im Lebensprozeß

gewonnene Ideelle dem Wahren sich nähert, desto mehr wird das Gefühl davon erglühen, desto mehr muß das Denken dadurch bestimmt werden, und schliesslich kann der Verstand nur noch das Werkzeug sein, das die Ausführung dessen besorgen muß, was das Gemüt gänzlich erfüllt. Es ist also ganz naturgemäfs, dafs Mephisto mehr und mehr die anfängliche Leitung verliert und nur Helfer, Aufseher wird. Damit fällt er nicht aus seiner Rolle und sinkt zum Repräsentanten der kalten Vernunft (?) herab, wie Boyesen sagt, sondern seine Rolle tritt nur immer klarer hervor.

Eine wirkliche Vermittlung beider Geistesfaktoren, die zur Verinnerung führt, findet nun in der Dichtung nicht statt, darum konnte die Verinnerung nur allegorisch dargestellt werden.

Wie oben nachgewiesen, wird in der Verinnerung das Erlebte wiederholt, überschaut und zurecht gelegt und dabei das Vernünftige und Bleibende erkannt. Die Darstellung dieser Momente, dieser Selbstbesinnung, ergiebt im Drama den Monolog. So erklärt sich auch die Eigentümlichkeit der Faustdichtung, die gerade in der Ausbildung des *Monologs* besteht. In keiner anderen bisherigen Dichtung finden wir den Monolog nach Inhalt und Form in solcher Gestalt wie in der Faustdichtung.

10.

Der Wechsel zwischen Hingabe an das Leben und Verinnerung des Erlebten bedingt die Form der Faustdichtung. Auf Grund dieses Wechsels

werden wir einen klaren Ueberblick über die Dichtung gewinnen.

Die Dichtung beginnt bereits mit einer Verinnerung. Im ersten Monolog hält Faust eine Generalüberschau über sein bisheriges Leben. Er hat das Höchste im Wissen gesucht und nicht gefunden; der Verstand dringt nicht in die letzten Tiefen; darum bricht er mit der einseitigen Verstandesthätigkeit und ergiebt sich der Magie, dem intuitiven Fühlen, das uns mit dem Unendlichen verknüpft, da es ein Göttliches ahnt und dahin drängt. Damit ruft er den Makrokosmos, den Weltgeist (das Allwesen); dieser erscheint jedoch nicht. Wir haben zwar eine Ahnung von seinem Dasein, aber er bleibt uns ein Geheimnis; wir erkennen nur die Harmonie des Ganzen. Der Erdgeist, das Wesenhafte des uns unmittelbar Umgebenden, folgt zwar seinem Ruf, ist aber auch nicht zu erfassen. Wir erkennen das in der Erscheinung Waltende nur als die gesetzmäßig wirkende Kraft; es ist also wohl zu rufen, aber in seinem Wesen nicht zu erfassen. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“ tönt ihm entgegen. Intuitiv erfährt Faust also, daß die Grenze unseres Erkennens innerhalb des Menschlichen liegt. Wir vermögen von dem Allwesen nur das uns verhaftete Wesenhafte zu fassen, und dieses ist das normale Wesen des Menschen, „der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung“, der Idealmensch, die Menscheneinheit.

Diese bloße Ahnung seines Innern muß zur Vorstellung, zur klaren Erkenntnis werden, und das ist nur möglich auf Grund der im Leben gewonnenen eigenen Erfahrung; darum muß Faust zurück ins Leben.

Der Lebensprozess ist Hingabe ans Leben und Verinnerung des Erlebten. In diesem Prozess sind Gefühl und Verstand gleichmäfsig und abwechselnd thätig; die beiden Geistesfaktoren trennen sich und vereinigen sich wieder; darum erfolgt auch in der Dichtung die Trennung der beiden Faktoren. Faust wird als Gemütspotenz, Mephisto als reflektirender Verstand eingeführt und der Plan festgestellt: Losgebunden, frei soll Faust erfahren, was das Leben sei; er soll die kleine, dann die grofse Welt sehen, soll eine neue Welt prächtiger in seinem Busen aufbauen. — Damit ist die Exposition gegeben und es beginnt nun die Entwicklung.

A. *Faust sieht die kleine Welt.* Diese dreht sich um die Befriedigung der empirischen Triebe, um den Genufs, der vorzugsweise ausartet in Völlerei und geschlechtliche Ausschweifung. Mephisto führt als praktischer Verstand Faust, das Gemütsleben, zu den geeigneten Objekten, damit er das Leben durchkoste, und es folgt nun aufeinander Hingabe und Verinnerung.

Die erste Hingabe ans Leben stellt die Szene „Auerbachs Keller“ dar. Faust erlebt die Völlerei. In der „Sauwohlheit“ offenbart sich bald die „Bestialität“. Streit und Schlägerei entsteht, und dieses Negative führt zur ersten Verinnerung, allegorisch dargestellt durch die Hexenküche,

das Resultat derselben ist: Faust sieht im Spiegel das schöne Weib. Die eben erfahrene Unmäfsigkeit (das Mafslose) ruft den Gegensatz hervor: das edle Mafs, die schöne Form. Faust erfafst also nur die sinnliche Seite des Ideals, die ihn entzückt. Erhöht

wird die Wirkung noch durch den Trank d. i. die elementare Poesie (die blöfse Gefühls poesie), die Faust in einen poetischen Taumel hinreißt und so folgt:

die zweite Hingabe, das ist die Episode mit Gretchen. Faust taumelt von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde. Die geschlechtliche Ausschweifung führt zur Uebersättigung und bedingt

die zweite Verinnerung, dargestellt durch die Walpurgisnacht, in der die Ueberschau geschieht. Der ganze Hexensabbath des Lebens zieht an Faust vorüber. Oberons und Titanias goldene Hochzeit ist die allegorische Darstellung der Wiedervereinigung von Gefühl und Verstand.

das Resultat derselben ist: das Bewußtsein der Schuld und der Entschluß Gretchen zu retten.

Mephisto, der praktische Verstand muß die Mittel dazu schaffen und es folgt:

die dritte Hingabe, das ist die Kerkerszene. Gretchens Elend und Wahnsinn bringt Faust, das Gemüt, gänzlich aus den Fugen. „Her zu mir!“ ruft Mephisto; das aus dem Gleichgewicht gekommene Gemüt muß unter den Verstand zurück, und damit ist eingeleitet

die dritte Verinnerung, dargestellt als unruhiger Schlaf. Ein Geisterkreis umschwebt den halb-schlafenden Faust; Faust erwacht und hält die Ueberschau in dem schönen Monolog: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig“.

Das Resultat dieser Verinnerung ist: „Am

farb'gen Abglanz haben wir das Leben"! Das ist die Erkenntnis: die Erscheinung ist nicht das Wesen, das Sinnlich-Schöne nicht das wahre Schöne; die weiche, den Sinn berückende Form ist nicht das Ideal.

Damit ist der eigentliche erste Teil der Dichtung beendet, und es beginnt ein anderes Leben und ein neuer Teil.

B. Faust sieht die große Welt. Dieselbe umfaßt das Hof- und Staatsleben und das gesamte Geistesleben, dessen Blüte die Kunst ist. Mephisto, der praktische Verstand, führt Faust in die kaiserliche Pfalz und damit beginnt:

die vierte Hingabe, dargestellt als Maskenscherz.

In einer Maskerade zieht das Leben der Gegenwart, das sich um den großen Pan (den Kaiser) dreht, in seiner Nichtigkeit, Oberflächlichkeit und Hohlheit an Faust vorüber. Das Geistesleben liegt völlig darnieder. Die bildenden Künste pflegen die griechische Mythologie, und was die wahre Poesie (der Knabe Wagenlenker) Wertvolles ausstreut, das findet keinen Boden, weil die Menge nur nach Reichtum (nach den Schätzen Plutos) trachtet. Dieser Erfahrung folgt:

die vierte Verinnerung, der Gang zu den Müttern. Die geistige Oede der Gegenwart lenkt den Blick von selbst auf das blühende Geistesleben der Griechen, deren Mythologie selbst „in moderner Maske weder Charakter noch Gefälliges verliert“, und so ist

das Resultat dieser Verinnerung: Faust erscheint mit Helena; das griechische Kunstideal (die Ruhe in der Form) geht ihm auf.

Die Begeisterung für dasselbe treibt zur Vermittlung mit dem Griechenthum. Homunkulus, das Resultat der philologischen Forschung, leuchtet vor und so folgt:

die fünfte Hingabe, die klassische Walpurgisnacht. Das Griechenthum, wie es sich entwickelte, zieht an Faust vorüber. Faust vermittelt sich mit Helena, erzeugt jedoch nur „einen Genius ohne Flügel“ (Euphorion), dem freier Flug versagt ist und der nach einigen Luftsprüngen zerschellt. Das will sagen, daß das Nachtreten der griechischen Kunstform zu keiner neuen Kunstblüte führen kann. Nachdem auch Helena entschwunden ist und nur die Hülle zurückgelassen hat (die leere Form), „zu stiften Gild- und Handwerksneid“, folgt

die fünfte Verinnerung, Faust tritt aus einer Wolke hervor und hält die Ueberschau in dem Monolog: „Der Einsamkeiten tiefste schauend“.

Das Resultat derselben ist: Faust erkennt, daß der griechischen Kunstform das Seelenleben (das Geistige) fehlt, und damit erfafst er das wahre Ideal. — „Täuscht mich ein entzückend Bild, als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut? Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf, Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnets mir, den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick, der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz. Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form.“

Dieses entzückende Bild, Aurorens Liebe, ist die naive Einheit des Geistes in der Jugend, die, festgehalten, zur Seelenschönheit gesteigert, zur Harmonie des Geistes

geworden, alles überstrahlt; also: die holde Form muß durchgeistigt werden.

Hier tritt das wahre Ideal ins Bewußtsein, und davon erglüht, wird Faust, das Gemüt, nun erst recht zum Dränger und zwingt Mephisto, den Verstand, Mittel zu ersinnen zur Ausführung desselben. Damit beginnt ein dritter Hauptteil der Faustdichtung, und dieser ist:

C. Die Verwirklichung des Ideals im Leben und zwar geschieht dies, wie gewöhnlich im Leben, auch hier in der Dichtung zuerst nach außen hin (Fausts Wirken am Meeresstrande). Mephisto, der Vielgewandte, muß ein Versuchsfeld schaffen; er gewinnt dem Kaiser die Schlacht, und dafür erhalten sie des Reiches Strand. Nun folgt:

Die sechste Hingabe, die darin besteht, daß Faust dem Meere Land abringt, urbar macht, Kanäle baut, Handel und Wandel, Schifffahrt und Verkehr fördert, Schätze ins Land zieht, den Wohlstand hebt. Aber die Negation bleibt auch hier nicht aus. Ueberwindung widerstrebender Elemente, Verdrufs, Unzufriedenheit der Arbeiter (die soziale Frage), verkümmern ihm den herrlichsten Gewinn. Sein Ideal verwirklicht sich nicht, die Menschen werden nicht besser und so folgt

die sechste und letzte Verinnerung, die Erblindung. In einer Reihe von Monologen hält Faust die Ueberschau über sein ganzes Leben. Die Sorge tritt zu ihm, haucht ihn an, und er erblindet. Das Auge richtet sich nach innen; im Innern wird es licht und die höchste Erkenntnis steigt in ihm auf;

das Resultat ist der letzte Monolog: „Ein Sumpf zieht am Gebirge hin“, der in den Worten gipfelt: „Im Innern hier ein paradiesisch Land, da rase draussen Flut bis auf zum Rand. Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschieszen, Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschlieszen“. Das ist die Erkenntnis: dafs die Reformation des Individuums der Reformation des Gesamtlebens vorangehen mufs; dafs die Seelenschönheit, nach aufsen dringend, die freie Sozietät von selbst ergeben wird.

Mit dieser Einsicht mufste Faust seinen Lebenslauf schlieszen. Die Kraft war im Suchen nach dem Ziel des Lebens erschöpft, das Leben verbraucht.

Das ist der rote Faden, der sich durch die Dichtung zieht. Folgen wir nun an demselben dem Laufe der Entwicklung, um dabei auf das Wesentlichste, vor allem auf die Verinnerungen, die anfangs sehr verschleiert, später immer deutlicher gegeben sind, näher einzugehen.

Noch ist zu bemerken: Die Verinnerung des Erlebten, in der aus dem Durchgemachten das Resultat gezogen wird, ist sowohl der Abschluß einer Lebens-epoche, als auch die Eröffnung einer neuen. Der besseren Uebersicht wegen sind dieselben hier als Abschluß der Teile der Dichtung genommen, obwohl in der Dichtung selbst der neue Teil stets mit der Verinnerung beginnt.

11.

Faust hat das hinter der Erscheinungswelt, der sogenannten Wirklichkeit, geheimnisvoll sich verbergende Allwesen, — Gott — mit dem Verstande zu fassen gesucht. Er erkennt die Schranke des Wissens, bricht damit und überläßt sich dem ahnungsvollen Gemütsleben (Magie), das in unstillbarer Sehnsucht ihn zum Höchsten zieht. Daraus steigt ihm die Ahnung auf, daß die Grenze unseres Geistigen innerhalb des Menschlichen liegt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!“ — Die Dichtung wird Faust so führen, daß er diesen Geist, dem er gleicht, — das Ideal-Menschliche — begreift und erfafst.

In Wagner, dem ein griechisch Trauerspiel höher steht als das Leben, der die Welt kaum durch ein Fernglas, nur von weitem sieht, der kümmerliche Flammen aus einem Aschenhäufchen bläst, der Menschheit Schnitzel kräuselt, dem Pergamente die Quellen sind, in denen er im kritischen Bestreben Erquickung findet, und der da meint, wie wirs zuletzt so herrlich weit gebracht haben, — in diesem trocknen Schleicher ist Fausts Gegensatz hingestellt. Diesem nüchternen, jedes Aufschwungs baren Büchergelehrten gegenüber tritt Fausts dürstendes Gemüt recht scharf hervor.

Das Bewußtsein der Schranke des Menschengestes quält Faust und führt ihn zu Selbstmordgedanken. Mit Gewalt will er die Pforten zum Ewigen aufreißen, und wär es mit Gefahr, in Nichts dahin zu fließen. Die Osterklänge rufen in ihm die Erinnerung an die Kindheit wach, wie ihn ein unbegreiflich holdes Sehnen durch Wald und Wiese trieb. Die Glückseligkeit der

Jugend quillt in ihm auf, und Erinnerung hält ihn nun mit kindlichem Gefühle vom letzten ernstesten Schritt zurück.

Dieses Glück der Jugend, die den Streit in der Brust noch nicht kennt, was ist es anderes, als die naive Einheit des Geistes, und dieses unbegreiflich holde Sehnen, was ist es anderes, als die noch unbewußte Sehnsucht der Seele nach Wiedervereinigung mit ihrem Urquell, das Verlangen der Vielheit der Erscheinung nach der Einheit des Wesens, was wir oben nannten das Ur-Religiöse oder Ur-Ethische der Menschennatur.

So wird in Faust das Kindliche, das Ur-Religiöse — die Grundbedingung aller sittlichen Entwicklung — wieder geweckt. Freilich hat dasselbe hier einen dogmatischen Beigeschmack, was sich aus der allegorischen Darstellung erklärt.

Diese Erinnerung zieht Faust hinaus in die Natur, und auf dem Osterspaziergange unter dem Getümmel der Menge, die froh und heiter in die frisch erwachte Natur hinausdrängt, fühlt er sich wieder Mensch. „Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!“ ruft er aus, und damit ist die Rückkehr zur Natur, zum wirklichen Leben eingeleitet.

Auf dem Spaziergange weist Faust den Wagner, dem ein würdig Pergament der ganze Himmel ist, auf den doppelten Trieb in der Menschenbrust hin mit den Worten:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen; (Verstand.)
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“ (Gefühl.)

Damit ist die folgende Trennung der Geistesfaktoren vorbereitet, und nun gesellt sich Mephisto als Pudel zu Faust. — Faust sagt von diesem: „Ich finde keine Spur von einem Geist, und alles ist Dressur“. — „Verstandesdressur“ ist ja die Bezeichnung, mit der im Leben häufig genug die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie sie namentlich unsere sogenannten höheren und Hochschulen geben, perhorresziert wird. — Wagner sagt von dem Pudel:

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen,
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scholar.“

Das weist deutlich auf den Verstand hin.

Beruhigt kehrt Faust vom Spaziergange in der Begleitung des Pudels heim. Das wiederangefachte Religiöse im eigenen Busen, das heitere und friedliche Lebensbild der an der auferstandenen Natur sich erfreuenden Menschen hat „seine bessere Seele geweckt“; die Menschenliebe regt sich in ihm; er fühlt die Liebe Gottes. Aber diese Beruhigung hält nicht lange vor. „Schon fühl' ich“, ruft er aus, „bei dem besten Willen Befriedigung nicht mehr im Busen quillen. Warum muß der Strom so bald versiegen, und wir wieder im Durste liegen?“ — Er will die erwachten Gefühle beleben und greift nach dem neuen Testamente, der Offenbarung der Liebe; doch stockt er schon beim ersten Worte: „Im Anfang war das Wort!“ — Er kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, will dafür Sinn, dann Kraft setzen; keins jedoch scheint ihm zutreffend, und so schreibt er getrost: „Im Anfang war die That.“ Das will sagen, daß der Weltprozeß für uns nicht

erklärbar ist, daß wir — wie Goethe anderswo sagt — vor dem Urphänomen stehen bleiben müssen. Faust gewinnt damit die Erkenntnis, daß uns nur das Endliche, das Leben bleibt, und daß wir uns allein mit diesem abzufinden haben. In seinen Sprüchen sagt Goethe:

Wie? Wann? und Wo? — die Götter bleiben stumm!

Du halte dich an's Weil, und frage nicht: Warum?

Damit ist Faust wieder auf das Leben hingewiesen.

Mephisto entpuppt sich nun aus dem Pudel und charakterisirt sich als praktischer Verstand. (Siehe oben!) Er tritt mit Vorschlägen hervor, die einem nüchternen Verstandesmenschen genügen würden. Er will Faust die Grillen verjagen, und losgebunden, frei, soll er erfahren, was das Leben sei! Faust aber erwidert: „Was kann die Welt mir wohl gewähren!“ und verflucht sie mit ihrem Lock- und Gaukelwerk, mit ihren Blend- und Schmeichelkräften; worauf ein unsichtbarer Geisterchor antwortet:

„Weh! Weh!
Da hast sie zerstört
Die schöne Welt!
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!“

Und Mephisto fügt hinzu:

„In die Welt weit,
Aus der Einsamkeit,
Wo Sonne und Säfte stocken,
Wollen sie dich locken.“

Faust soll also mit eigener Kraft den höheren Menschen in sich aufbauen, und das kann nur geschehen durch die Vermittlung mit dem Leben. Durch die eigene

Erfahrung an den Daten der Erscheinungswelt muß die Ahnung der Einheit des Menschendaseins zum Begriff, zur Vorstellung, zum Idealbild werden, und durch die eigene Kraft muß dieses Ideal dann nach innen und außen geformt werden. Zur Erreichung dieses Zieles im Lebensprozesse müssen Gefühl und Verstand gleichmäÙig tätig sein. Beide Faktoren müssen sich mit einander vermitteln, sich trennen und wieder vereinigen; darum schließten diese beiden Faktoren, Faust und Mephisto, einen Pakt. Mephisto, der Verstand, bietet sich an als Geselle, Diener, Knecht!

„Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun.“

Die Trennung beider muß zu einer dauernden Wiedervereinigung führen, zur Harmonie des Geistes, die im Moment des Todes, drüben, wieder zur unbewußten Einheit wird.

Faust, die Gemütspotenz, will Befriedigung des Sehns; darum sagt er:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!“

Der Tropfen Blut, mit dem der Pakt besiegelt wird, mag uns an den Blutbrüderbund zwischen Odin und Loki, ähnliche Gegensätze wie Faust und Mephisto, erinnern,

der nichts anderes bedeutet, als dafs beide, Odin und Loki, — und ebenso Faust und Mephisto im Grunde eins sind.

Faust will

„Der Menschheit Krone erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen.“

Mephisto weist ihn auf's Leben hin:

Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und g'rad mit in die Welt hinein!“

Faust fragt: „Wie fangen wir das an?“ verlangt also von Mephisto, dem praktischen Verstande, die Mittel zur Ausführung.

Die Gegensätze sind in diesem Dialog scharf gezeichnet. Faust ruft Mephisto zu: „Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben von deines Gleichen je gefafst?“ — Der nüchterne, kühle Verstandesmensch hat immer nur das unmittelbar Praktische und Nützliche im Auge; der Enthusiasmus des Idealisten ist ihm unverständlich und darum wird ihm „Idealist“ zu einer verächtlichen Bezeichnung für alle, die an dem gewöhnlichen, täglichen Leben nicht Genüge finden. Wie wenig der Verstand das faßt, was das Gemüt erstrebt, ist besonders stark in Mephistos Schlußwort ausgedrückt:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit;
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n —
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!“

Faust kennzeichnet sich als sehnende Gemütspotenz noch einmal recht deutlich in den Worten:

„Des Denkens Faden ist zerrissen;
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen; . . .
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Dann mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.“

Ebenso in den Worten:

„Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.“

In der Antwort hierauf dokumentirt sich Mephisto als Verstand sehr klar:

„O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.“

In dem wissenschaftlichen Streben der Zeiten hat der Verstand vergeblich sich bemüht, das Geheimnis des Ursprunges und Zieles der Welt und ihrer Wesen zu ergründen; er kommt über den leeren, kalten, wirkungslosen Begriff der Einheit des Ganzen nicht

hinaus; — das ist seine Finsternis; — und dem Gemüte, das ein Höchstes dunkel ahnt und sich mit demselben verwandt fühlt, taugt einzig Tag und Nacht, d. i. das Leben; denn nur im Lebensprozeß kann es durch die Vermittlung mit den Erscheinungen das in ihm Angelegte und Eröffnete wirklich erfassen und ausbilden und sich dem Höchsten entgegensteigern.

Nachdem nun Mephisto in der Szene mit dem Schüler noch einmal sein wahres Wesen offenbart hat, ähnlich wie früher Faust in der Szene mit Wagner, sind die Fäden nach allen Seiten hin angelegt, und es beginnt nun die Entwicklung.

12.

Faust wird von Mephisto in die kleine Welt geführt. In Auerbachs Keller nehmen beide teil an einem studentischen Zechgelage und erfahren, worin der Genuß eines Völkchens besteht, das sich mit wenig Witz und viel Behagen im engen Zirkeltanze dreht. Bei einem tüchtigen Humpen und einem trivialen, anstößigen Liede fühlen sich „die platten Bursche so kanibalisch wohl, als wie fünfhundert Säue!“ Die „bald gar herrlich sich offenbarende Bestialität“ führt zur Verinnerung, die allegorisch dargestellt ist durch den Besuch der Hexenküche.

In dieser Verinnerung wird die Ahnung des Gefühls: daß das für uns erfafsbare Wesenhafte innerhalb des Menschlichen liegt („du gleichst dem Geist, den du begreifst“), zur Vorstellung des Wesens

des Menschen, und zwar erhebt sich aus dem eben erfahrenen, Ekel und Abscheu erregenden Maßlosen als Gegensatz das edle Maß, die schöne Form, symbolisirt durch das schöne Weib.

„Die Frauen“, sagt Goethe bei Eckermann, „sind das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen“; und ebenso heißt es im Tasso:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.“

Die Hexenküche ist das geheimnisreiche Innere, das Geistige des Menschen. Der Spiegel ist die Vorstellung. Faust sieht darin „das schönste Bild von einem Weibe“. „Ist's möglich“, ruft er aus, „ist das Weib so schön!“ Das Gewicht ist also nicht auf das Weib, sondern auf das Schön gelegt und damit ist gesagt, daß wir in dem „schönsten Bild von einem Weibe“ ein Allgemeines, Ideelles zu sehen haben. Das schöne Weib ist die Repräsentantin des Sinnlich-schönen im Menschendasein, also der bloßen, vollendeten Form. Faust schaut also das Ideal-Menschliche nur von seiner sinnlichen Seite, erfafst nur die vollkommene Menschenform, welche die Sinne entzückt, berauscht und zur Sinnlichkeit hinreißt. Erhöht wird diese berückende Wirkung noch durch den Trank.

Faust soll sich in der Hexenküche verjüngen. Nach Mephisto giebt es dazu zwei Mittel, ein natür-

liches, das ist einfaches Leben in und mit der Natur, und ein künstliches, das ist der Trank.

Der Trank ist die Poesie und zwar hier die naive, die blofse Gefühlspoesie. Auf diese Bedeutung weisen die Worte der Tiere, der Gehilfen der Hexe, hin:

„Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen! — —
Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!“

Und darauf sagt Mephisto:

„Nun wenigstens muſs man bekennen,
Dafs es aufrichtige Poeten sind.“

Den Trank kann Mephisto, der Verstand, nicht bereiten; er kann wohl tausend Brücken bauen, also rechnen und konstruiren, aber zu dem Trank gehören Kunst Wissenschaft und Geduld. („Des eigentlich Produktiven ist niemand Herr, und sie müssen es alle nur so gewähren lassen.“ [Goethe.]) — „Zwar hat der Teufel sie's gelehrt, allein der Teufel kann's nicht machen.“ Der Verstand schafft wohl das Begriffliche dazu, aber das Reich der Poesie selbst ist ihm verschlossen. — Im Gegensatz zu dieser elementaren Poesie, die oft zu breiten Bettelsuppen wird, die zwar immer ein großes Publikum finden, wird im zweiten Teile das Wesen der Geistespoesie in der Gestalt des Knaben Wagenlenker gezeichnet, wovon später.

Die Verjüngung Fausts geschieht also durch die Poesie. — Dafs in der Poesie die Quelle der ewigen Jugend rinnt, wufsten schon unsere Alten. Selbst ihre Götter muſsten täglich in diese Quelle hinab, — von Idunas Aepfeln essen —, um ihre ewige Jugend und Schönheit zu bewahren.

Die Hexe, ein Element Mephistos, d. h. die mit dem vom Verstande gewonnenen Begrifflichen Arbeitende und darum von diesem Abhängige, — ist symbolisirt als die geistige Kraft, welche aus der Erfahrung den Extrakt zieht, das abgeklärte, abstrakte Wissen gewinnt („das nicht mehr im mindesten stinkt“), auf Grund dessen das poetische Schauen möglich wird. Sie stellt also das Wissen und Schauen dar (etwa Gedächtnis und Phantasie?). Darauf deuten ihre Worte:

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.“ (Das Schauen!)

Sie giebt auch ein Lied mit, „wenn ihr's zuweilen singt, so werdet ihr besondere Wirkung spüren“; was wieder auf die Gefühlspoesie hinweist. — Ihr wunderliches Einmaleins, ein leerer Wortschwall, ein Zugeständnis des Dichters an die übernommene Form, persifliert Mephisto mit den Worten: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“ Es hat wirklich nicht an Menschen gefehlt, die sich hierbei etwas denken wollten! — Als Seitenstück zur Hexe finden wir in der klassischen Walpurgisnacht die Seherin Manto.

Dafs das Erfassen des nur Sinnlichschönen, der holden Form, und die poetische Erregung des Gefühls allein — zur Sinnlichkeit, zum poetischen Genufsleben — „zum edlen Müßiggange“ — führt, das bestätigt tausendfach das Leben unserer sogenannten Künstler, das fast sprichwörtlich geworden ist! Und so verfällt auch Faust

dadurch einem Sinnentaumel. In solchem Rausch erscheint dem Menschen alles rosig; darum sagt Mephisto:

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Auf Grund dieser Vorstellung vom Sinnlichschönen, das in der vollkommenen weiblichen Gestalt verkörpert scheint, erfolgt Fausts neue Hingabe an die Welt. — Mephisto, der Verstand, „weiß ein solches Schätzchen auszuspiiren, muß die Dirne schaffen“ und auch die Gelegenheit zur Vermittlung beider suchen, und darauf verliert sich Faust in der Hingabe an Gretchen ins Ueberschwengliche — das Gefühl schweift!

So anziehend nun auch Gretchen in ihrer kindlichen Unschuld ist, so entspricht sie doch nicht im entferntesten der weiblichen Natur, die einem Faust auf die Dauer hätte genügen können, da sie gar nicht imstande ist, Faust zu verstehen; darum mußte dieses Verhältnis ein rein sinnliches sein und bleiben und mit der Befriedigung des natürlichen Triebes enden. — Das ist nun durchaus nicht normal. Erstlich gehört zum geistigen Manne ein geistiges Weib, wie zum sinnlichen ein sinnliches, und dann fordert das Verhältnis zwischen Mann und Weib auch einen geistigen Ausgleich, wie früher dargelegt wurde. Zwar ziehen sich die Gegensätze auch in diesem Verhältnis zunächst an, aber nie führt die Vereinigung derselben zu einem dauernden Bunde, was die Beobachtung des Lebens oft genug bestätigt, und je größer die Gegensätze sind, desto eher bricht der Bund. Häufig genug hört man im Leben über solche Verhältnisse die Worte: „Sie passen nicht zusammen!“ Aus welchem Grunde aber sie nicht zusammen passen, das macht sich niemand klar. — Ist nun aber auch das

Verhältnis Fausts und Gretchens nicht normal, so entspricht es doch in manchem den vielen Liebesbeziehungen Goethes. Auch er fand in den zum Teil anmutsvollen Erscheinungen, die ihm das Leben zuführte, nicht das, was seiner Natur entsprach und was ihm folgen konnte. In allen diesen Beziehungen wurde von den Betreffenden eben nur der Dichter gewonnen, nie der ganze Mann; darum konnten die Verhältnisse keinen Bestand haben.

Faust taumelt nun von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmachtet er nach Begierde; aber nachdem diese in der Umarmung Gretchens gestillt ist, wirds schon in seinem Busen nächtig, und so muß der Konflikt mit Valentin, Gretchens Bruder, der die Schwester schützen will und den Faust im Zweikampf niederstößt, zur völligen Ernüchterung und zur Selbstbesinnung führen. So folgt denn naturgemäfs die zweite Verinnerung.

Die Walpurgisnacht stellt die Ueberschau dar. Der Hexensabbath des Lebens zieht an dem wieder erwachten Bewußtsein vorüber.

Das ermüdende Klimmen Fausts und Mephistos den Berg hinauf deutet auf das mühevollen menschliche Ringen nach den höchsten Zielen. Die Stimmen von oben, die durch die Lüfte schweben, bezeichnen die oberflächlichen Menschennaturen, die ohne tiefere Innerlichkeit in einem poetischen Rausch nur so hinschweben über das Leben und den Ernst desselben nie kennen lernen. Die Stimmen von unten, die nicht hinauf können, bezeichnen die Naturen, die sich aus dem Empirischen absolut nicht zu erheben vermögen, weil sie die Mittel dazu nicht kennen oder doch zu schwach sind, dem bloßen Genieffen zu entsagen.

Die Worte:

„Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlornen Mann,“

und:

„Der flieget nie, der heut nicht flog“, —

sagen, daß, wer in solcher Verinnerung nicht zu ideellen Vorstellungen gelangt, sich niemals aus der Misere seines Daseins zu höherem Streben aufschwingen kann.

Das Irrlicht, dem Mephisto das Flackerlicht auszublasen verspricht, wenn es falsch führt, weist auf die in solcher Verinnerung sich erhebenden trügerischen Phantasiegebilde hin, die vom Verstande ausgeblasen oder doch berichtigt werden müssen.

„Das Drängen, Stossen, Rutschen, Klappern; das Zischen, Quirlen, Ziehn und Plappern; das Leuchten und Sprühn; das Stinken und Brennen“ zielt auf das Brodeln und Gähren im Geiste nach solch einem durchrasten Sinnentanz.

„Nur fest an mir! sonst sind wir gleich getrennt! Was! dort schon hingerissen? Da werd ich Hausrecht brauchen müssen!“ ruft Mephisto Faust zu, und dieser erwidert: „Du Geist des Widerspruchs! Nur zu! Du magst mich führen“. Der Verstand muß eben das schweifende und schwankende Gefühl wieder in Herrschaft nehmen und Klarheit bringen in das geistige Brodeln.

Der Tanz mit der Schönen ist die geistige Wiederholung der selbst durchkosteten Lust, und dabei bleibt das Bewußtsein an dem dunkelsten Punkte haften, das ist das Idol, jenes Zauberbild, das jedem wie sein Liebchen vorkommt!

Die vielfachen Anspielungen auf Goethes Zeit-

genossen, die Goethes Streben bekämpften, zeigen wieder, daß der Dichter selbst hinter Faust steht.

Es ist oben auseinandergesetzt worden, daß in der Verinnerung nach der Ueberschau, nach der geistigen Wiederholung des Erlebten, Gefühl und Verstand im Widerstreit liegen und nach und nach beide Faktoren sich einigen. Wir nannten diesen Einigungsmoment den geistigen Zeugungsakt.

Diese Einigung der beiden Geistesfaktoren ist allegorisirt durch Oberons und Titanias Hochzeit, die auch Walpurgisnachtstraum genannt ist, womit auf das Traumschaffen der Phantasie bei dieser Verinnerung hingewiesen ist.

Oberon und Titania, das Königspaar der geschäftigen, kunstfertigen Elfen, stellen die beiden Ideen schaffenden Geistesfaktoren, Verstand und Gefühl dar. Beide feiern die goldene Hochzeit, also eine Wiederholung ihrer Vereinigung, denn die goldene Hochzeit setzt eine grüne und silberne voraus. Darum sagt auch Oberon:

„Seid ihr Geister, wo ich bin,
So zeigt's in diesen Stunden!
König und die Königin,
Sie sind aufs neu verbunden.“

Die Hochzeit erfolgt nach einem Streit, von dem Oberon sagt:

„Wenn sich zweie lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.“

Und Titania fügt hinzu:

„Schmolzt der Mann und girrt die Frau,
So faßt sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.“

Damit ist auf die Trennung, den Widerstreit und die endliche Wiedervereinigung von Gefühl und Verstand deutlich hingewiesen, und zwar wird dem warmen Gemütsleben der heisse Mittag und dem kühlen Verstande der kalte Norden zugewiesen.

„Dafs die Hochzeit golden sei,
Soll'n fünfzig Jahre sein vorüber;
Aber ist der Streit vorbei,
Das Golden ist mir lieber.“

Golden, d. i. fruchtbar ist die Wiedervereinigung von Gefühl und Verstand, wenn dabei das Wahre ins Bewußtsein tritt; die Erfassung des wahren Lebensziels, des Ideals, ist aber erst in einem reiferen Alter, nachdem vieles durchlebt und erfahren ist, möglich.

Der Vergleich dieses Prozesses mit einer Hochzeit liegt ziemlich nahe und ist sehr treffend, da es sich auch in der Ehe um den Ausgleich der Gegensätze Gefühl und Verstand als Weib und Mann handelt.

Wie nun bei einer Hochzeit in Polterabendscherzen auf das vorangegangene Leben der Gefeierten zurückgegriffen wird, so wird auch hier allegorisch hingewiesen auf das, was die Vergangenheit in solchen geistigen Prozessen an ideellen Vorstellungen gewonnen hat und zugleich wird angedeutet, wie die nachfolgenden Geschlechter dem Ueberkommenen verständnislos gegenüber gestanden haben.

Ariel, das Symbol des Gesamt-Geistigen, der Harmonie des Geistes, bewegt den Sang in himmlisch reinen Tönen; „viele Fratzen lockt sein Klang, doch lockt er auch die Schönen“ — Von den ersten ungeheuerlichen Vorstellungen mußte sich die Menschheit allmählich zu reineren und schöneren erheben.

Zuerst erscheint sehr charakteristisch „Geist, der sich erst bildet“, dann ein Pärchen, das „genung trippelt“, sich aber noch nicht zum Fluge erheben kann, und weiter wird gezeigt, wie unsere geistige Entwicklung hindurchging durch Dogmatik, Idealismus, Realismus, Supernaturalismus und Skepticismus, während daneben das gemeine Leben unbekümmert und sorglos seinen Gang genommen hat. Irrlichter sind aus dem Sumpfe aufgestiegen, Sternschnuppen aus der Höhe niedergefahren und liegen nun im Grase, seufzend: „Wer hilft mir auf die Beine?“ — Falsches und Wahres hat der Geist der Zeiten hervorgebracht, und oft genug ist das Falsche einflußreicher gewesen, als die Geistesblitze, die das Rechte trafen. — Auch hier haben wir wieder mehrfache Stiche auf Zeitgenossen des Dichters.

Dem Orthodox (nach Düntzer ist Fr. Stolberg gemeint) ist alles, was die Vorzeit an ideellen Vorstellungen geschaffen hat, eitel „Teufelsspuk“, und der nordische Künstler vermag die nebelhaften mythologischen Gestalten unserer Alten nicht zu bewältigen; er muß sich erst an der Form des Südens bilden, womit wohl an Thorwaldsen hingewiesen ist, der sich an die Gestalten der nordischen Mythologie nicht heranwagte, weil sie ihm zu gewaltig waren.

In diesen „Wolkenzug und Nebelflor“ soll die goldene Hochzeit Klarheit bringen.

Ariel singt:

„Gab die liebende Natur,
Gab der Geist euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!“

Und das Orchester schließt pianissimo:

Wolkenzug und Nebenflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben!“

Dem Gährungsprozefs des Geistigen entsteigen in der Verinnerung vielerlei dunkle Bilder, falsche und wahre, die gegen einander streiten, bis aus dem geistigen Nebel das Rechte klarer hervorscheint und endlich das Wahre licht und hell ins Bewußtsein tritt. Damit ist der Rosenhügel gewonnen; das ist die geistige Hochzeit und der geistige Zeugungsakt, der zugleich ein Akt der geistigen Wiedergeburt und der inneren Reinigung ist.

Das Resultat dieser Verinnerung ist für Faust das Bewußtsein seiner Schuld und das Aufraffen zu einem Versuch, Gretchen zu retten. In der Szene „Trüber Tag“ tritt der Gegensatz: Gemütspotenz und kalter Verstand wieder aufs schärfste hervor. Das Gemüt hegt wohl den innigen Wunsch zu helfen, muß aber den Verstand die Mittel dazu ersinnen lassen; allein der Rettungsversuch scheitert; das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen; es läßt sich nur sühnen durch innere Reinigung und Erhebung zu Höherem.

In ihrer ganzen Schwere legt sich nun die Schuld auf Faust. Gretchens Elend, ihr Wahnsinn, der dreifache Mord, verübt am Kinde, an der Mutter wie an dem Bruder Gretchens, der vergebliche Versuch die Unglückliche zu retten, — das alles bringt Faust zur Verzweiflung, und so finden wir ihn in diesen Szenen in einer fürchterlichen Aufregung. Diese tiefe Erregung des Gemüts macht eine neue innere Sammlung nötig; daher Mephistos kategorisches: „Her zu mir!“ Das aus den Fugen gerissene Gemüt muß durch das Denken

wieder zurecht gerichtet werden; eine neue Verinnerung muß folgen.

Diese dritte Verinnerung ist dargestellt als ein unruhiger Schlaf. Ariel und ein Geisterkreis umschweben den Aufgeregten, Ermüdeten, bringen ihm Ruhe, Vergessenheit und flüstern dem Abgehetzten zu:

„Fühl es vor, du wirst gesunden,
Traue neuem Tagesblick! — — —
Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift!
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.“

Das Ergebnis dieser Verinnerung ist jener schöne Monolog:

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämm'ung milde zu begrüßen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben:
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.“

Faust betrachtet die aufgehende Sonne. Sie wird ihm zum Abbild des menschlichen Hoffens. Sehnsüchtig erwartet der Mensch das Erscheinen der Himmelskönigin, und tritt sie hervor, so ist er geblendet und kehrt sich weg vom Augenschmerz durchdrungen.

„So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb'? ist's Haß? die glühend uns umwinden,

Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.

Er wendet sich dem Wassersturz zu und sieht in ihm das menschliche Bestreben abespiegelt:

„So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben,
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben!“

So ist das Resultat der Verinnerung die Erkenntnis: daß das Wesen nicht in, sondern hinter oder zwischen der Erscheinungswelt steht, daß das Leben nur eine bunt wechselnde Erscheinungsform des Allwesens ist, daß das Sinnlich-Schöne, nicht das Wesen, die geschaute holde Form (das schöne Weib) nicht das wahrhaft Schöne, das wahre Ideal ist.

Mit dieser Einsicht mußte das Genußleben, die Sinnlichkeit, abgethan sein und Faust ein anderes und höheres Leben beginnen.

13.

Faust wird von Mephisto in die grofse Welt geführt. In der kaiserlichen Pfalz lernen sie zunächst das Hofleben kennen und gewinnen dann einen Einblick in das gesamte Leben im Staate.

Das Reich ist in Not und der Hof lebt in Freuden.

„Warum in diesen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entschlagen,
Schönbärte mummenschänzlich tragen
Und Heitres nur geniefsen wollten,
Warum wir uns ratschlagend quälen sollten?“

Mit diesen Worten will der Kaiser seine mahnenden Räte abweisen; doch die Not ist zu dringend, und so mufs die Majestät widerwillig die Klagen hören.

Unter schmeichelnden Worten über die Gröfse und Macht der Hoheit („die höchste Tugend, wie ein Heiligenschein, umgiebt des Kaisers Haupt; nur er allein vermag sie gültig auszuüben: Gerechtigkeit!“ —) berichtet der Kanzler, dafs es fieberhaft im Staate wüte, Uebel sich in Uebeln überbrüte, dafs die Gesetze mißachtet würden, Raub und Aufruhr an der Tagesordnung wären, dafs die Richter ungerecht und bestechlich seien; „er male schwarz und zöge doch lieber dichtern Flor dem Bilde vor.“ — Der Heermeister klagt über die mangelnde Disziplin und die zunehmende Rauflust im Heere. Da die Soldaten aus Geldnot nicht besoldet würden, so plünderten und verheerten sie das Reich, das sie beschützen sollten. — Die Kassen des Schatzmeisters sind leer. „Die Geldesporten sind verrammelt, ein jeder kratzt und scharrt und sammelt, und unsre Kassen bleiben leer.“ — Der Marschalk sagt: „Wir wollen

alle Tage sparen und brauchen alle Tage mehr.
Verpfändet ist das Pfühl im Bette, und auf den Tisch
kommt vorgegessen Brot.“ —

In dieser Notlage wird Mephisto, der praktische
Verstand, der sich als Narr hier eingeführt hat, zum
Tröster und eröffnet die Aussicht auf Beseitigung der
Verlegenheiten. Man ist durchaus nicht prüde in der
Annahme der problematischen Mittel, und sogleich ge-
tröstet ruft der Kaiser aus:

„So sei die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir auf jeden Fall
Nur lustiger das wilde Carneval.“

Und Mephisto schließt:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein!
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.“ —

Nachdem so die Oberflächlichkeit, Hohlheit und der
Leichtsinn des Hoflebens erfahren ist, zieht das nicht
minder seichte Volksleben, allegorisch dargestellt in
einer Maskerade, vorüber. „Es bleibt mit ihren hundert-
tausend Possen die Welt ein einz'ger großer Thor.“

Den Reigen eröffnet die Mode, der Putz als
Gärtnerinnen, welche die Natur verunstalten und das
natürliche Schöne nicht achten.

„Mögen bunte Phantasien
Für des Tages Mode blühen,
Wunderseltsam fein gestaltet,
Wie Natur sie nie entfaltet:
Grüne Stiele, goldne Glocken,
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir Rosenknospen halten uns versteckt!

Dann folgt der Genuß als Gärtner mit Früchten:

„Ueber Rosen läßt sich dichten.
In die Aepfel muß man beißen.“

Putzsucht und Genuß befördern den Leichtsin, der als Mutter und Tochter auftritt, deren Lebensweisheit darin gipfelt:

„Liebchen öffne deinen Schoß,
Bleibt wohl einer hangen.“

Hierauf zieht das Leben in seinen gewöhnlichen Erscheinungen auf, voran die Arbeit als Holzhauer, der Müßiggang als Pulzinelle, der Gaumenkitzel als Parasit, die Unmäßigkeit als Trunkener.

Darnach folgt das niedere Geistesleben als Poeten, Naturdichter, Hofsänger, Enthusiasten u. s. w., von denen im Gedränge neidischer Mitbewerber aller Art keiner den anderen zu Worte kommen läßt.

Nun kommt die Kunst als griechische Mythologie in moderner Maske, die selbst darin weder Charakter noch Anmut verliert.

Furcht, Hoffnung, Klugheit, die das Leben bewegen, treten auf, und der alles bekittelnde und schmähende Verstand erscheint als Zoilo-Thersites (der Homerschmäher und Schmäher vor Ilion). Der Reichtum als Plutus, geleitet von der Poesie, dem Knaben Wagenlenker, zieht daher und in seinem Gefolge Geiz, Habgier und Verführung. Es erscheint das Vergnügen als Faunen, das einfache Naturleben als Satyr, Fleiß und Emsigkeit des Volkes als Gnomen und die urwüchsige Volkskraft als Riesen, welche die Schutzmacht, die Leibwache, liefern.

Das Ganze gipfelt in dem Aufzug des Kaisers als großer Pan. Das Leben, so vielgestaltig und mit so

verschiedenen Interessen, ist so versumpft und verstumpft, daß es nichts Höheres kennt als den Kaiser. Nymphen umschließen ihn und singen:

„Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan. — —
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber seine Stimm erschallt
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß, wo ein noch aus,
Zerstreut sich tapfres Heer im Feld —
Und im Getümmel bebt der Held.“

Eine Deputation der Gnomen, Bilder für die emsige Volksthätigkeit, legt ihm die sauer erworbenen Schätze devot zu Füßen mit den Worten:

„Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.“

Aber die dargebotenen Schätze sind eine Feuerquelle, die in der Gier nach mehr („er bückt sich tief hineinzuschauen“) ihm selbst und dem Ganzen verderblich wird. „Ein ganzer Maskenklump verbrennt“, und „Ein Aschenhaufen einer Nacht liegt morgen reiche Kaiserpracht“. Und selbst noch in dieser allgemeinen Vernichtung ist es die Sorge um den Kaiser, die alles Andere in den Hintergrund drängt; denn der Herold sagt:

„Doch hör' ich aller Orten schrei'n:
Der Kaiser leidet solche Pein“;

und er fährt fort im Rückblick auf das Ganze:

„O Jugend, Jugend, wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?“

Die bedeutungsvollste Gestalt in dieser Szene ist

der Knabe Wagenlenker. Der Herold kann diese Gestalt nicht deuten; denn

„Der Schale Wesen zu ergründen,
Sind Herolds Hofgeschäfte nicht;
Das fordert schärferes Gesicht.“

Der Knabe Lenker ist die ideale Poesie, die Geistespoesie; sie erscheint als Wagenlenker des Plutus, hinter welchem Faust steht und der den Reichtum darstellt. Die ideale Poesie giebt die Anschauung des wahren Lebenszieles; sie stellt „das Sein-sollende als seiend dar“ und lehrt dadurch die rechte Verwendung des Reichtums, die nicht in Verschwendung der Mittel für Putz, Tand, für Wohlleben und Ueppigkeit besteht, sondern in der Bethätigung der Menschenliebe, im Mittheilen, Wohlthun und Helfen! — „Meistert euch, wie ich euch meistre, rauschet hin, wenn ich begeistere!“ Die wahre Poesie meistert uns, denn sie hemmt uns im Empirischen, und sie begeistert uns durch das Schöne und treibt uns nach dem höchsten Dasein immerfort zu streben.

Der Knabe Lenker nennt sich „die Verschwendung“; ist doch der wahre Poet wie ein Born, dem um so mehr zuströmt, je mehr aus ihm geschöpft wird. Er sagt ferner von sich: „Bin der Poet, der sich vollendet, wenn er sein eigenst Gut verschwendet“. Das deutet auf Goethes Schaffen; ihm wurde die Poesie ein Mittel zur Ausgestaltung des eigenen Selbst; denn in der Dichtung streifte er das Erlebte wie eine zu eng gewordene Schlangenhaut von sich ab und rundete so die eigene Persönlichkeit mehr und mehr ab. — Wie Plutus unermesslich reich an irdischen Schätzen ist, so die Poesie an geistigen, und indem sie das austheilt, was Plutus

fehlt, die Begeisterung für das Gute und Schöne, den Adel der Seele, ergänzt sie ihn auf's schönste. — „Kleinode schnippt er wie im Traum“, „In Ringen köstliches Juwel! Auch Flämmchen spendet er dann und wann, erwartend, wo es zünden kann“, so Goethes Sprüche in Reimen, seine Maximen und Reflexionen, Schillers und Goethes Xenien. Allein, was er auch Schönes und wahrhaft Wertvolles ausstreut, es haftet nirgends; hier und da flammt es wohl an, ist aber auf den Köpfen bald traurig ausgebrannt; es erregt und begeistert wohl momentan einzelne Gemüter, aber es schlägt nicht Wurzel und bewirkt keine Umgestaltung und Veredlung des Lebens. Darum sagt Plutus zum Lenker:

„Nun frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schäckig, wild,
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar in's holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,
Dorthin, wo Schönes — Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt!“

Die ideale Poesie zieht nicht die große Heerstraße, den Jubel der Menge kennt sie nicht; nach „Bewunderung von Kindern und Affen steht ihr nicht der Gaumen“. Auch in ihrem Reiche gilt das Wort: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserkoren!“ Von denen, die ihr folgen wollen, fordert sie ein tiefes Gemüt, einen klaren Verstand und einen ernsten, festen Willen; denn sie will den Menschen fördern, ihn über sich selbst hinausheben; darum verlangt sie von ihren Jüngern vor allen Dingen Arbeit an dem eigenen Selbst; deshalb sagt der Knabe Lenker zu Plutus, dem Reichtum:

„Die Deinen freilich können müßig ruhn;
Doch wer mir folgt, hat immer was zu thun.“

Dies der Gegensatz der idealen zur elementaren Poesie, dem Trank der Hexe, der nur das Gefühl be-
rauscht und zum poetischen Schlendrian führt.

Faust ist hier vom Dichter in ein Meer von Nichtigkeit und Gewissenlosigkeit, von Armseligkeit und Leicht-
sinn getaucht. Das aufgerollte Bild zeigte ein Leben,
das jedes tieferen Gehalts bar ist. Alles drängt nur
nach Reichtum und Wohlleben, greift gierig nach den
Schätzen des Plutus und erkennt nicht den Scheinwert
des Mammon. Das geistige Leben liegt gänzlich dar-
nieder, und die Kunst muß infolge dessen von den
Griechen zehren. Die gedankenlose Menge schleppt
gleichgiltig und lammfromm ihre Last weiter und feiert
ihren großen Pan, der die Zeit in Fröhlichkeit verthut.
Hier kann der Zusammensturz nur noch auf kurze Zeit
durch ein Scheinmittel, das Papiergeld, das Mephisto,
der praktische Verstand, schafft, aufgehalten werden;
wirklich zu helfen und zu bessern ist hier nicht; weil
dem Leben ein ernstes, höheres Ziel ganz und gar fehlt.
Das Bestehende verdient in Feuer aufzugehen, um von
Grund auf neugestaltet zu werden.

Die Erfahrung einer derartigen Zerfahrenheit, Leer-
heit und Verkehrtheit aller Lebensverhältnisse muß
Faust notwendig nach innen drängen, um das Lebens-
ziel zu finden, das hier fehlt. Hingedeutet auf die nötige
Verinnerung ist mit den letzten Worten Plutus, also
Fausts:

„Drohen Geister uns zu schäd'gen,
Soll sich die Magie bethät'gen.“

Das will sagen, daß gegen das Nüchtige des Lebens
nur schützt das Versenken in den Gemütsgrund, dem das
Bessere und Höhere entsteigt.

Die nun folgende Verinnerung ist der Gang zu den Müttern, bisher die dunkelste Stelle des Gedichts, in dieser Beleuchtung aber die klarste und tief-sinnigste.

Im Rückblick auf diesen Gang sagt Mephisto:

„Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.“

Faust soll also auf diesem Gange das Schöne gewinnen. Wie oben bereits dargelegt wurde, ist das Schöne die Einheit des Menschendaseins, das wahre, normale Wesen des Menschen, der Idealmensch.

Um die Vorstellung davon zu gewinnen, ist zweierlei nötig: Faust muß zu den Müttern und bedarf des Schlüssels.

Die Mütter bedeuten das hinter der Erscheinungswelt geheimnisvoll stehende Wesen, das wir in seiner Totalität nicht zu fassen vermögen, das uns vielmehr als ein Mannigfaltiges erscheint. (Kants Ding an sich.) — Goethe sagt in den Geheimnissen des Bakis:

„Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Teilt und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen,
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.“

Die Mütter bedeuten dieses Viel, dieses Mannigfaltige und stellen also dar das wahre Wesen der Dinge, die Urtypen der Erscheinungen, die als die beharrlichen Einheiten hinter der wechselnden Vielheit der Erscheinungswelt stehen. Sie sind somit den platonischen Ideen zu vergleichen, welche diese unkörperlichen Einheiten als wirkliche Einzelwesen faßten, deren Personifikation ja auch das reiche Heer der griechischen Götter ausmachen.

Mephisto sagt von ihnen: „Göttinnen thronen hehr in Einsamkeiten, um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit“. — Von diesen Urtypen haben wir kein erfahrungsmäßiges Wissen, da sie nie in die Sinne fallen, aber doch sind sie das ewig Bleibende in den Fluten der Veränderung.

Die Worte: „Die einen sitzen, andre stehn und gehn“ deuten auf die Verschiedenheit der Urtypen, und „die sie umschwebenden Bilder aller Kreatur“ sind die Erscheinungen selbst, die Naturkörper, welche das Wesenhafte in den mannigfachsten Abwechslungen wieder spiegeln („Gestaltung, Umgestaltung des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung“).

Die Kenntniss von diesen Einheiten schafft der Verstand. — Durch Erforschung der Einheitswelt (der Natur) und durch Abstraktion gelangt er zu dem Begriff der Einheit des Ganzen, und dieser Einheitsbegriff ist der Schlüssel Mephistos, den das Prinzip des Bösen nicht geben kann, sondern eben der Verstand.

Wenn nun auch dieser Einheitsbegriff die Grenze des Verstandes ist, so ist er doch nicht die Grenze des Gesamtgeistigen. Dieser Begriff wird in der That der Schlüssel zu den Müttern, d. h. es wird auf Grund desselben möglich, die richtige Vorstellung von dem Wesen der Dinge zu gewinnen, die Urtypen geistig zu schauen.

Indefs ist auch das Vorstellen der Urtypen ein beschränktes. Wir haben wohl den Begriff „Pflanze“, „Tier“, „Baum“ u. s. w., aber wir vermögen uns kein Bild von dem wahren Wesen der Pflanze, des Tieres, des Baumes zu machen, können uns also weder die Einheits-Pflanze, noch das Einheits-Tier, noch den Einheits-

Baum vorstellen; daher sagt Mephisto: „Die Mütter sind euch Sterblichen ungekannt“. — Die Grenze des Vorstellens der Urtypen liegt innerhalb des Menschlichen; wir sind nur im stande, von der Einheit des Menschendaseins ein ideelles Bild zu gewinnen („du gleichst dem Geist, den du begreifst“). — Darum aber ist die Vorstellung des wahren Wesens des Menschen, des Idealmenschen, auch unsere höchste Vorstellung und zugleich die einzig wahre Gottesvorstellung für den Menschen; deshalb konnte Faust mit Recht sagen: „In deinem Nichts hoff ich das All zu finden“.

Vorstellungen von dem Allwesen, dem Göttlichen, haben sich zwar die Menschen zu allen Zeiten gemacht, aber sehr verschiedene; — es ist jedoch klar, daß nur eine wahr sein kann. Da den Alten der festgestellte Begriff, — der Schlüssel — als das Maß des Vorstellens fehlte, so gingen ihre Gottesvorstellungen ins Schrankenlose und Phantastische. — Das nicht durch den Verstand begrenzte Vorstellen ist eben Phantastik; das Vorstellen des Wesenhaften in den Banden des richtigen Begriffs dagegen ist das wahre poetische Schauen.

Da nun die Vorstellung des wahren Wesens des Menschen das Höchste ist, was wir erfassen und gestalten können, so ist dieselbe das Ideal des Lebens und der Kunst, weshalb Faust sagt: „Du sendest mich ins Leere, damit ich dort so Kunst wie Kraft vermehre“. — Nur ein wirklich erfassbares und erreichbares Lebensziel kann unsere Kraft konzentrieren und heben; vor dem Unfassbaren und Unerreichbaren mußten die Menschen unthätig, weil ohnmächtig, stehen bleiben.

Darum sind die Menschen der Gottheit innerlich nie näher gekommen; entweder haben sie das Dasein des Unfaßbaren überhaupt geleugnet, oder sie sind mit ehrfürchtigen Schauern vor dem ewigen Geheimnis nur glaubend stehen geblieben und dabei Gott nicht ähnlicher geworden. Der Glaube aber ist ohne den geringsten Wert, wenn er nicht That wird, und zwar That am eigenen Ich. („An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“) — Und wenn erst der Weg zu diesem hohen Ziele nach allen Seiten hin theoretisch klar dargelegt sein wird, so wird dieses Ideal zu einer neuen und zwar zu der höchsten Kunstblüte führen, die uns also noch bevorsteht und die Goethe bereits ahnte, als er in der Abhandlung über Nachahmung der Natur, Manier und Stil von diesem höchsten Grade der Kunst sagte: „Diesen Grad auch nur zu erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten, ein edles Vergnügen“.

Der Weg zur Gewinnung dieses Idealbildes ist die Verinnerung; nur unserm Geiste kann das Bild entsteigen; darum nennt Mephisto den Weg zu den Müttern „einen Weg ins Unbetretene, nicht zu Betretende“, und da die Gewinnung eines festen Lebenszieles jedem notwendig ist und die Verinnerung nur durch die eigene Kraft, die Selbstthat, geschehen kann, so führt dieser Weg „ans Unerbetene und nicht zu Erbittende“. — „Du selbst bist Schuld, daß ihrer wir bedürfen“, sagt Mephisto, weil die innere Reinigung und die Erhebung zu einem höheren Dasein nur durch das Erfassen des Ideals geschehen kann.

Der glühende Dreifuß im allertiefsten Grunde läßt sich deuten mit den Grundfaktoren des Menschen-

geistes: Verstand, Gefühl, Wille. Das Glühen aber ist das tiefste sehnende Verlangen nach dem Höchsten.

„Bei seinem Scheine wirst du die Mütter sehn“, würde demnach sagen: Wenn in dem glühenden Sehnen des Gemüts nach dem Göttlichen die Geisteskräfte zur Einheit sich durchdringen, dann tritt das poetische Schauen ein; die Poesie ist nur aus der Harmonie des Geistes heraus möglich. — Wir nannten diesen Moment oben den geistigen Zeugungsakt, das Zurücksinken der Geistesfaktoren in die ursprüngliche Einheit. — In solchem Moment entsteigen dem geheimnisvollen Grunde ideelle Vorstellungen, Traumgestalten, Phantasiegebilde — „wie Wolkenzüge schlingt sich das Getriebe“.

„Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe“, rät Mephisto. Wenn nämlich die Wahnvorstellungen nicht am Begriff gemessen, d. h. durch den Verstand auf das rechte Maas zurückgeführt werden, so werden sie zu Phantasmen, gehen ins Ungeheuerliche und Monströse (so die griechischen Giganten und Centauern, die ägyptischen Sphinxgestalten). — „Die Gefahr ist groß“, nämlich die Gefahr: Phantast zu werden. Genie und Wahnsinn grenzen in der That nahe bei einander, nur der Schlüssel, der klare, richtige Begriff bildet die Scheidewand.

Daß auf diese Weise auch „Held und Heldin aus der Nacht gerufen werden“, das kann als Antwort gelten auf die Worte am Anfange der Dichtung: „Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln“; denn das bedeutet, daß in solchem poetischen Schauen auch nur der Entwicklungsprozeß der Menschheit, d. i. die Geschichte zu überblicken und zu verstehen ist.

Mephisto sagt: „Versinke denn! Ich könnt' auch

sagen: Steige! 's ist einerlei“. — Die Verinnerung ist in der That ein Versinken des Geistes in sich selbst, ein Zurücksinken der Geisteskräfte in die unbewusste Einheit, in seinen Urgrund, — und das ins Bewusstsein-treten des Bildes der Menschennorm ist ein Steigen, da es ein Erfassen dessen ist, was über das Individuelle und Natürliche hinausragt.

Mephisto hat also Recht mit den Worten: „Wer den Schatz, das Schöne, heben will, bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen“; denn er bedarf des unserm Willen entzogenen Schauens (Magie) und des wahren, klaren Begriffs, des Schlüssels des Verstandes. Magie der Weisen, das ist der Gluttrank Siegfrieds aus dem Becher vom kältesten Eise: das glühendste Sehnen gestellt unter den kalten Begriff.

Faust erfafst nun auf diesem Gange, — wie es nach allem Vorangegangenen hätte geschehen können und, wenn nur die Entwicklung Fausts in Frage stand, hier hätte geschehen müssen, — nicht die Vorstellung der Norm, sondern erscheint mit Helena, der Repräsentantin des Griechentums. Dieser Seitensprung des Dichters erklärt sich aus der Dichtung selbst leicht.

In der Maskerade ist das einzige Anziehende die griechische Mythologie, die zwar in moderner Maske auftritt, von der aber ausdrücklich bemerkt wird, daß sie selbst in dem modernen Gewande „weder Charakter nach Gefälliges verliert.“ Dagegen heißt es von der idealen Poesie, daß hier nicht ihre Sphäre sei. — Die Nichtigkeit und geistige Oede der Gegenwart lenkt somit den Blick des Beobachters (Fausts) auf die hohe Blüte der antiken Zeit, die in der griechischen Kunst gipfelt.

Aber auch ein tieferer Grund dafür läßt sich ohne Zwang finden. Goethe geht in der Faustdichtung nicht nur der individuellen Entwicklung, sondern zugleich der Gesamtentwicklung des Menschengeistes nach. Diese wird bestimmt durch das Gefühl des Mangels und den Drang nach Bewußtsein. Aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit des menschlichen Daseins und der dunklen Ahnung der Verwandtschaft mit einem Göttlichen erhoben sich Vorstellungen dieses Göttlichen, welche die Menschen festzuhalten strebten, um sich derselben bewußt zu werden. Das aber war nur dadurch möglich, daß die Menschen diese Vorstellungen formten; denn nichts ist mehr geeignet, über das, was sich in unserm Geiste noch dunkel regt, klar zu werden, als das Formen desselben. Dieses Formen ergab die Kunst. So ist den Menschen in ihrer geistigen Entwicklung die Kunst zu einem Orientierungsmittel geworden, und sie hat auch die Menschen so lange in ihrer Entwicklung wirklich gefördert, als sie der Ausdruck des Bezugs des Menschen zum Göttlichen blieb. — Auch für Faust wird die Vermittlung mit der griechischen Kunst ein Orientierungsmittel; denn durch die wirkliche Anschauung der griechischen Kunstform erkennt er das, was dieser Form fehlt und erfafst damit das gesuchte, wahre Ideal.

Endlich läßt sich hierzu sagen: Faust ist kein Naturmensch, der sich rein aus sich selbst entwickelt, sondern eine geistige Natur, die im stande ist, für ihre Entfaltung alles zu verwerten, was die Vergangenheit Wertvolles bereits heraus gearbeitet hat. Die moderne Kultur steht eben auf der Vergangenheit und kann ver-

nünftiger Weise nie etwas anderes sein, als die stetige Fortentwicklung des Wahren, zu dem die Vorzeit sich bereits durchgerungen hatte; darum muß Faust in sich aufnehmen, was die höchste Blüte der Kultur uns hinterliefs.

Der Gang der Dichtung, der bis dahin in gleichmäßigem Fluß fortgeschritten ist, staut hier und nimmt eine Breite an, die der Dichtung nicht zum Vorteil gereicht. Auch Faust bleibt nicht mehr Faust, sondern wird allmählich zum Vertreter nicht nur der deutschen Nation, sondern sogar des ganzen modernen Geisteslebens. Das alles erklärt sich daraus, daß der dritte Akt früher ein selbständiges Gedicht war und später in die Faustdichtung eingeschalten worden ist.

Als Faust zurückkehrt von den Müttern, erscheint ein griechischer Tempel, ein Geistermeisterstück zieht herauf, in dem alles Melodie wird, Paris und Helena treten hervor. — Also die klassische Ruhe der griechischen Baukunst, das Heitere und Harmonische des griechischen Lebens und die edle und in sich geschlossene Form der Menschengestalt, wie die griechische Plastik sie zeigt, ziehen Faust mächtig an und wecken in ihm das Verlangen, das Ideelle, das diesem Harmonischen und In-sich-Geschlossenen zu Grunde liegt, zu erlangen.

Die Bemerkungen der Zuschauer über das Gesehaute sollen zeigen, wie gering das Verständnis für das verschönte Natürliche unter dem Konventionalismus des modernen Lebens geworden ist. Der Blick haftet nur am Aeußerlichen und vermag nicht tiefer zu dringen.

Mephisto, der nüchterne Verstand, bleibt kühl prüfend davor stehen und sagt: „Hübsch ist sie wohl, doch

sagt sie mir nicht zu“, während es Faust ergeht, wie der Astrolog äußert:

„Von Schönheit ward von jeher viel gesungen, —
Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entrückt,
Wem sie gehörte, ward zu hoch entzückt.“

Das Gemüt ist sofort von dem Anblick hingerissen. In einem Entzückungsrausch will Faust die Gestalt umfassen, aber Helena entschwindet, Faust liegt am Boden, und Mephisto bemerkt: „Wen Helena paralisiert, der kommt so leicht nicht zu Verstande“. Nun, wie sehr das Griechentum zu paralysieren vermag, das beweist am deutlichsten, daß wir noch heute nicht darüber zu Verstande gekommen sind, das noch „klassische Bildung“ nennen, was wir aus den griechischen Trümmern holen und vielfach noch glauben, daß unsere Jugend nicht ohne griechische Grammatik zu schulen sei! — Helenas Entschwinden aber und Fausts am Bodenliegen will sagen, daß der sich nicht zum griechischen Kunstideal erhebt, der vor den griechischen Kunstwerken nur ein sinnliches Entzücken empfindet und im Betrachten derselben nur einen Genuß sucht.

Fausts krankhaftes Sehnen nach Helena erinnert an Goethes Sehnsucht nach Italien.

Zum Griechentum kann Mephisto, der bloße praktische Verstand, nicht führen, dazu gehört Studium. „Das Heidenvolk haust in seiner eigenen Hölle“. Den Weg zum Griechentum weist die Sprachwissenschaft; deshalb müssen Mephisto und Faust zurück zu Wagner, dem Sprachforscher.

Wagner ist wohl im Allgemeinen der Repräsentant des trockenen, phantasielosen, spezialistischen Forschtums, bedeutet aber hier speziell das philosophische

Studium. Die Philologie ist es, die den Weg zur alten klassischen Zeit bahnt, die alten Schätze ans Licht zieht und zugänglich macht, aber zum Flug ins Ideale vermag sie sich nicht zu erheben; darum sagt Humunkulus zu Wagner:

„Du bleibst getrost zu Hause, Wichtigstes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebenselemente,
Und füge sie mit Vorsicht eins an's andre.
Das Was bedenke, mehr das Wie.
Iudessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.“

Das philologische Forschen ist trockene Verstandesarbeit. Der Philologe bedenkt das Was und Wie, d. h. die Form, wie sie ist und wie sie ward; aber die Form ist das fleisch-, blut- und seelenlose Skelett, die tote Schale; darum entartet das einseitige Sprachstudium so sehr in leeren Formenkram, weshalb es nichts Trockneres, Einseitigeres und für das wirkliche Leben Unfruchtbarereres giebt, als einen echten verknöcherten Helden der alten Sprachen. Der Philologe ist zwar der nötige Bahnbrecher und Vermittler, aber auch nur der Handlanger; er schafft wohl die Mittel zur Erschließung des Altertums, aber das Wesen des Griechentums und seiner Kunst ist ihm bei allem Studium nie aufgegangen; denn wenn dies geschehen wäre, so müßte doch das heitere und freie Leben der Griechen, die Harmonie des Griechentums, sich gerade in dem Leben der klassischen Philologen sich widerspiegeln; die Erfahrung zeigt aber gerade das Gegenteil.

Humunkulus, das Resultat der Studien Wagners, leuchtet vor zum Griechentum und zwar nicht dem Wagner — sondern Faust. Erst das Schauen des

Genius wird aus dem durch das spezialistische Forschen gewonnenen Thatsächlichen die Quintessenz ziehen; — es geht eben nicht ohne das Schauen des Dichters, die Magie, ab.

Es folgt nun die Vermittlung mit der Griechenwelt. Thessalien mit den Pharsalischen Feldern, dem Peneios, dem Olymp, also mit jenen Stätten, wo die Titanen bezwungen wurden, die Entwicklung begann und die Götter wohnten, ist der Schauplatz. In der klassischen Walpurgisnacht zieht die Griechenwelt, wie sie sich allmählich entwickelte, vorüber. Erichtho, eine thessalische Zauberin, leitet das folgende ein. Klagend gedenkt sie des Wechsels der Zeiten, des Steigens und Fallens der Entwicklung: „Wie oft schon wiederholt sich's, wird sich immerfort ins Ewige wiederholen!“ Sie weist auf die Bedeutung der griechischen Welt hin: „Hier ward ein großes Beispiel durchgekämpft“, und wenn auch rohe Gewalt „der Freiheit holden, tausendblumigen Kranz zerrissen“, so weiß die Welt den Blüthen-tag früher Größe doch zu schätzen. Vom seltenen Wunderglanze der Nacht (d. i. des Vergangenen) angezogen, haben sich immer neue Züge nach Griechenland ergossen; die Sagen wurden, zwar unvollkommen aber leuchtend helle, wieder ans Licht gezogen und haben so in der Nachwelt fortgelebt und das spätere Geistesleben befruchtet.

Da die Griechen in ihrem geistigen Schaffen von der Natur ausgingen und stets an der Hand derselben fortschritten, gewissermaßen dabei also von unten nach oben stiegen, so hat Goethe das personifizierte Erdbeben, Seismos, als das treibende Element in dieser geistigen Schöpfung symbolisirt. Seismos sagt:

„Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? . .
Wie ständen eure Berge droben
In prächtig reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau!
Als, Angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich stark betrug,
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa als mit Ballen schlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis, überdrüssig, noch zuletzt
Wir dem Parnafs, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgesetzt. . . .
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit seliger Musen Chor!
Selbst Jupiter und seinen Donnerkeilen
Hob ich den Sessel hoch empor.“

Von den von Indien und Aegypten überkommenen häßlichen und monströsen Vorstellungen, sowie von den einfachen Naturgöttern der alten pelasgischen Zeit gelangten die Griechen allmählich zu immer schöneren menschlichen Göttern. Je mehr sie selbst aus den einfachen, patriarchalischen Zuständen heraustraten, vom Ackerbau zu einem heroischen Leben übergingen, und je mehr in der hellenischen Zeit ihnen in Poesie, Kunst und Philosophie eine höhere, geistige Welt aufging, desto mehr streiften ihre Götter die Naturseite ab und wurden zu freien, lebendigen Gestalten von einem geistigen Gehalt, zu Repräsentanten der in der sittlichen Welt herrschenden Mächte in schönster Menschengestalt.

„Im dreifach merkwürd'gen Geisterschritt“ geschah diese Entwicklung. In der ältesten Zeit über-

wog das „häßlich Wunderbare“. Zu den von Indien und Aegypten übernommenen Greifen, Sphinxen, Pygmäen (Fäustlingen), Daktylen (Däumlingen) gesellten sich die Lamien (menschenfressende Schreckgestalten) und die Phorkyaden oder Gorgonen (die grausigen Ungeheuer der Nacht). — In den goldsammelnden Ameisen, den habgierigen Greifen und dem raubenden Arimaspenvolk der Inder, den schürfenden und schmiedenden Pygmäen und Daktylen der Aegypter ist der Gegensatz angedeutet, den diese alten Kulturvölker zu den Griechen bilden. Dort galt es den materiellen Besitz, der zum Knechts- und Sklaventum führt, hier aber strebt alles zum wahrhaft Menschlichen, das zur Freiheit führt.

Den ersten Schritt zur Menschlichkeit zeigen die Sirenen mit ihrer halbmenschlichen Gestalt und ihrem schönen Gesange. In dem Gentauren Chiron ist die Natur bereits durch die edelste Menschlichkeit verklärt.

Den zweiten Schritt zeigt das heitere Meeresfest, die Personifikation der Flüsse und Bäume, Nymphen und Dryaden, Nereus und Proteus, die Meeresalten mit den lieblichen Meerestöchtern, den Nereiden und den Tritonen, den Bildern des lustigen Getümmels im Meere und den Kabiren, die auf Samothrake als Beschützer der Meeresfahrer galten, — alles freundliche heitere Gestalten, von denen Homunkulus sagt: „Hier weht gar eine weiche Luft, es grunelt so und mir behagt der Duft!“

Den dritten Schritt stellt der Zug der Telchinen dar, die von Rhodus Luna und Helios-Apollo und von Cypern die schaumgeborene Aphrodite und die anmutige Galatea, die schönste der Nereiden, herzuführen, und „nun herrscht Eros (die Liebe), die alles begonnen“.

Verfolgen wir nun, wie sich Faust, Mephisto und Homunkulus in dieser klassischen Walpurgisnacht zu recht finden; es ist für alle drei sehr charakteristisch, wo sie bleiben.

Unter Homunkulus Führung im Griechentume angelangt, fragt Faust: „Wo ist sie?“ (Helena), worauf Homunkulus antwortet: „Wüßten's nicht zu sagen, doch hier wahrscheinlich zu erfragen“. Also Homunkulus kann wohl mitten ins Griechentum hineinführen, aber das Wesen desselben nicht enthüllen; dazu gehört die Seherin Manto, also das Schauen. Darum sagt auch Anaxagoras zu Homunkulus:

„Nie hast du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch-beschränkt gelebt;
Kannst du zur Herrschaft dich gewöhnen,
So lass' ich dich als König krönen.“

Nun erfolgt wieder die Trennung. Mephisto sagt:

„Ich wüßte Bess'res nicht zu unserm Heil,
Als jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen!“

Faust, das Gemüt, fühlt sich sofort angezogen und neu belebt von dem heiteren griechischen Wesen; er sagt:

„Ich fühlte gleich den Boden, wo ich stand,
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüte.“

Selbst in dem Seltsamen, im Widerwärtig'en findet er „große, tüchtig'e Züge, Gestalten groß, groß die Erinnerungen“, weil er eben tiefer blickt und den Sinn erfaßt. — Am Lieblich-Menschlichen der Nymphen, in denen ein menschliches Lauten tönt, ergötzt sich sein Auge, aber er strebt weiter; erst Chiron, das durch die edelste Menschlichkeit verklärte Natürliche, führt ihn

in die Geheimnisse der Griechenwelt ein, berichtet von den alten Helden, von Herkules, der hier die Kunst der älteren Zeit vertritt, und von Helena, welche die hohe Blüte der hellenischen Kunst repräsentirt. — Faust will aber „das ewige Wesen ins Leben ziehen“, und zu diesem Zwecke bringt ihn Chiron zur Seherin Manto, die ihn zu Helena führt. Wieder ist es also das Schauen, das Faust ins Wesen des Griechentums eindringen läßt.

Mephisto, der nüchterne Verstand, findet sich in diesem heiteren, freien Leben mit seinen reichen, poesievollen Blüten schwer zurecht. „Umerspürend“ hat er überall zu mäkeln; er sagt:

„Zwar sind auch wir von Herzen unanständig;
Doch das Antike find' ich zu lebendig,
Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern
Und mannigfaltig modisch überkleistern.“

Das ist durchaus nicht teuflisch gedacht! — Er verweilt bei dem Wunderbaren und Phantastischen, und da er nur auf das Aeufßere sieht und den Sinn nicht faßt, so findet er sich hier „ganz entfremdet“ und sieht nur „ganz abscheuliche Gespenster“.

Auch hier ist Mephisto wieder aufs deutlichste als Verstand gekennzeichnet. Er selbst nennt sich „old Iniquity“, wie in den alten englischen Bühnenspielen die erste Sünde genannt wird. Auf die Frage der Sphinx: „Wie kam man darauf?“ antwortet er: „Ich weiß es selbst nicht wie“. Die Sphinx nennt ihn selbst ein Rätsel und sagt zu ihm:

„Versuch einmal, dich innigst aufzulösen:
Dem frommen Manne nötig wie dem bösen,
Dem ein Plastron (Fechtharnisch), asketisch zu rapiren,
Kumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüsiren.“

Das weist wieder so klar als möglich auf den Verstand hin. Weiter sagt Mephisto zu dem Gesange der Sirenen:

„Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht;“

und die Sphinx entgegnet:

„Sprich nicht vom Herzen! Das ist eitel;
Ein lederner, verschrumpfter Beutel,
Das paßt dir eher zu Gesicht.“

Da der Verstand ein Feind alles Phantastischen ist, so ist Mephisto unter diesen Fabelgestalten „verdrießlich und verschüchtert“; er weiß sie nicht zu meistern, weil er sie nicht durchschaut, findet sie deshalb „morsch in allen Gliedern“, kann sich aber doch ihrem Eindruck nicht ganz entziehen; denn er sagt: „Und dennoch muß man tanzen, wenn die Luder pfeifen“. — Wo ihm die anmutige Form entgegentritt, wird er sinnlich erregt und lüstern. — „Viel klüger“, meint er, „bin ich nicht geworden; absurd ist's hier, absurd im Norden, Gespenster hier wie dort vertrackt, Volk und Poeten abgeschmackt. Ist eben hier eine Mummenschanz, wie überall ein Sinentanz“. — Unter den mannigfaltigen Gebilden der alten Zeiten verliert er sich und „verirrt sich zwischen dem Gestein und Geröll“. „An der Gegenseite kletternd“, d. h. an der Form sich haltend, vergleicht er überall und denkt an das, was er verlief, was ihm gewohnt war, bleibt ihm Paradies; doch aber muß er gestehen: „Ich sehe was und staune! So stolz ich bin, muß ich mir selbst gestehn, dergleichen hab ich nicht gesehn“. — Endlich bleibt er bei den dunkelsten, geheimnisvollsten und nächtigsten Gestalten, den Phor-

kiaden, haften; zum reinen Schönen der griechischen Welt dringt er nicht durch. — Der Verstand wird eben von dem Geheimnisvollen angezogen und festgehalten, denn seine Aufgabe ist, Rätsel zu lösen.

Homunkulus, das Resultat der Forschungen Wagners, leuchtet durch den dreifach merkwürd'gen Geisterschritt und gesellt sich zu den Philosophen Thales und Anaxagoras. Von diesen repräsentirt Thales, der da lehrte: Aus Wasser ist alles und in Wasser kehrt alles zurück, den Anfang der Naturphilosophie, während Anaxagoras, der hinter der Natur eine nach Zwecken handelnde Intelligenz annahm, die er nous, den Sinn, nannte, den Gipfel derselben bedeutet. — Bei diesen Lehrern des Werdens, des Entstehens hofft Homunkulus selbst entstehen zu können. Das wirft ein neues Licht auf diese rätselhafte Figur.

Wie Wagner zwar speziell das philologische Forscher-tum bezeichnet, aber im Allgemeinen das gesamte spezialistische Handlangertum vertritt, so erweitert sich auch Homunkulus hier zum Resultat der gesamten wissenschaftlichen Forschung; er ist das Facit des ganzen modernen Geisteslebens.

„Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften,
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.“

Homunkulus will entstehen, d. h. das Resultat des gesamten modernen Geisteslebens sucht nach einer neuen, entsprechenden Lebensform, Religionsform, Kunstform, Staatsform; die augenblickliche Umhüllung (die gläserne Phiole) ist eine künstliche, unwahre, unhaltbare, dem In-

halte nicht entsprechende Form. — Homunkulus findet Galatea, die schönste aber herzlose Nereide, also die vollendetste Form ohne Inhalt; er verliebt sich in dieselbe, zerschellt zu ihren Füßen und zerfließt, und nun

„leuchtet's und schwanket und hellet hinan!
Die Körper sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings ist alles vom Feuer umronnen.
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!“

Das will sagen, daß die griechische Lebens-, Religions-, Kunst-, und Staatsform, von dem modernen Geistesleben erfüllt und durchleuchtet, zu einem neuen Leben führen wird, in welchem die Liebe herrscht. — In betreff der Religionsform erinnern wir daran, daß wir oben sagten: die christlichen Forderungen müssen Anschauung in der Kunst werden, wenn sie Leben gewinnen sollen; — freilich nicht das dogmatische Christentum!

Der folgende Akt ist das früher selbständige Gedicht „Helena“, das später von Goethe der Dichtung eingefügt wurde; man darf sich deshalb nicht wundern, daß Faust hier mit einem Male eine ganz andere Bedeutung erhält und zum Vertreter der gothischen (deutschen) Nation wird, ja sogar die ganze Neuzeit vertritt. — Der Akt enthält die Gewinnung Helenas und ihre Verbindung mit Faust und soll darthun, daß nach dem Verfall des Griechentums das, was die Griechen Hohes und Wertvolles auf geistigem Gebiete geschaffen hatten, das geistige Leben der Nachwelt und besonders der deutschen Nation befruchtete und so bestehen blieb.

Aus der Verbindung Faust's und Helena's entsteht Euphorion, „ein Genius ohne Flügel, faunartig, ohne Tierheit.“

Goethe selbst hat in betreff Euphorions auf Byron hingewiesen, hat aber auch gesagt: „Man glaubt in dem Toten eine bekannte Gestalt zu erblicken, doch das Körperliche verschwindet sogleich“. Byron ist nur ein Analogon des Euphorion, da auch er wie dieser nicht zum Naturgrunde gelangen konnte, sondern im Phantastischen stecken blieb.

Wenn Faust hier der Vertreter des Geisteslebens der deutschen Nation oder der ganzen neuen Zeit ist, und Helena das griechische Kunstideal darstellt, so muß Euphorion das Ergebnis der Verbindung beider sein und die Wiederbelebung der griechischen Kunst in der neuen Zeit bedeuten. Euphorion würde demnach die Kunst darstellen, die das Schöne, das Ideal, nicht aus dem Naturgrunde schöpfen, sondern nur den griechischen Kunstwerken entlehnen will. Einer solchen Kunst muß selbstverständlich der freie Flug versagt sein; denn „nur in der Erde liegt die Schnellkraft, die dich aufwärts treibt. Berühre mit der Zehe nur den Boden, wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt“. Euphorion verläßt den Boden, wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, aber er stürzt tot nieder und nur die Exuvien, Kleid, Mantel und Lyra, bleiben liegen; auch Helena schwindet in der Umarmung Faust's, nur Kleid und Schleier bleiben in seinen Armen zurück, und Mephisto bemerkt dazu:

„Halte fest, was dir von allem übrig blieb! — —
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen,
Unschätzbaren Gunst und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lange du dauern kannst.“

Die Wiederbelebung des Griechentums durch die neuere Zeit konnte nur eine kurze Blüte ergeben. Was ist schliesslich der Nachwelt davon geblieben? Helena's Gewande, d. i. die leere Hülse, die blofse Form. Helena selbst, das Wesen, die Idee der griechischen Kunst ging verloren.

Was war denn nun das Wesen der griechischen Kunst, die Idee derselben? — Die griechische Kunst ist aus dem Religiösen hervorgegangen und hat auch bis zu ihrem Gipfel einen religiösen Inhalt bewahrt, und dieser Inhalt war die Ruhe, die noch heute als „klassische Ruhe“ gefeiert wird. — Wie kamen aber die Griechen zu dieser Idee? Die Griechen haben zwar die wirkenden Kräfte der Natur vermenschlicht und sich damit einen heiteren Kreis von Göttern geschaffen, aber ihnen waren diese Götter doch nur Zeitgötter, über welchen sie ein nicht erkennbares Höchstes annahmen, dem sich weder die Sterblichen noch die Unsterblichen zu entziehen vermochten. Dieses umfaßbare Eine ist die Moira, die dunkle Schicksalsmacht, von der sie nur eine dunkle Vorstellung hatten und die selbst sie nie personifizirten. Dieses Unfaßbare war ihnen „der ruhende Pol“, die ewige Ruhe, und nur der Kunst war es möglich, dafür einen Ausdruck zu finden. Sowohl in ihren Bauwerken wie in ihren plastischen Gestalten suchten sie dieses Höchste, die Ruhe, zur Anschauung zu bringen, und indem sie diese Idee auch auf die Menschenform übertrugen, kamen sie dem Wahren in der That nahe und fanden in ihren höchsten Götterbildern eine annähernde Form für das Einheitlich- oder Ideal-Menschliche. Die Griechen näherten sich also wohl dem Wahren, aber sie hatten noch nicht das Wahre;

denn sie stellten nicht das Ideal-Menschliche mit Bewußtsein dar, sondern sie übertrugen nur die Ruhe schematisch auf die Menschengestalt. — Diese Schematisierung erklärt auch das Starre und Maskenhafte des Antlitzes der griechischen Statuen des hohen Stils. — Aber schon den Griechen ging allmählich in der Skulptur das religiöse Moment verloren; die Form verlor mehr und mehr den Ernst, wurde weicher, süßlich, theatralisch; — es begann der elegante Stil —, und noch viel weniger hat die Nachahmung der griechischen Form etwas von dem eigentlichen Kunstmomente, dem Religiösen, bewahren können.

Die ernste Form des hohen Stils der griechischen Plastik ist nun zwar göttlich und bewahrt vor dem Gemeinen; daß sie aber darum immer dauern könne, wird schon im Folgenden negiert. Euphorion's Exuvien aufhebend sagt Mephisto:

„Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu stiften Gild und Handwerksneid;
Und kann ich auch Talente nicht verleihen
Verborg ich wenigstens das Kleid!“

Das ewige Nachtreten der griechischen Form kann eine neue Kunstblüte nicht bringen. Poeten und Handwerker mögen sich an dem erborgten Kleid genügen lassen; Dichter und Künstler müssen die Form mit einer neuen Flamme füllen und sie durch eine neue höhere Idee, von der das Leben der Neuzeit getragen werden soll, beleben. —

Nachdem Faust das Wesen des Griechentums in sich aufgenommen hat, folgt ein neues Zurückziehen auf sich selbst.

Diese fünfte Verinnerung ist so dargestellt, daß Helena's Gewande sich in Wolken auflösen, Faust umgeben, in die Höhe heben und mit ihm vorüberziehen. Die Wolke lehnt sich an einen einsamen Felsen an, senkt sich auf eine vorstehende Platte herab, teilt sich und Faust tritt hervor. — Wieder hält er die Ueberschau in dem Monolog:

„Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum,
Entlassend meiner Wolke Tragwerk, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug;
Ihr strebt das Auge staunend, in Bewundrung, nach:
Sie teilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich;
Doch will sich's modeln. — Ja, das Auge trügt mich nicht! —
Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt!
Ach! schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgetürmt,
Ruht es im Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umschwebt ein zarter, lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft,
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Auroren's Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.“

Hier ist der innere Vorgang kürzer und klarer, weil nicht allegorisch dargelegt. In der Einsamkeit, nachdem sich das Erlebte und sinnlich Angeschaute wie eine Wolke langsam, aber nicht zerstiebend, von ihm gelöst hat, — also nicht mehr unter dem überwältigenden Druck der unmittelbaren Wirkung der griechischen Kunstwerke, — ist Faust im stande, das Erlebte und sinnlich Aufgenommene zu überschauen.

Die Masse strebt zurück nach Osten in geballtem Zug, — noch sind die vielen und verschiedenen Eindrücke im Geiste ein Chaos, aber die einzelnen Bilder treten mehr und mehr zurück, und aus dem Chaos des Aufgenommenen ringt sich ein zunächst noch dunkles, undeutliches Gesamtbild empor. Allmählich will sich's modeln zu einer allgemeinen ideellen Vorstellung; unsicher schwankt sie im Geiste und mischt sich noch mit diesem und jenem sinnlichen Bilde; sie droht wieder zu zerfließen, aber indem sich das ganze Innere erheitert, wird das Schauen lichter; reiner und klarer steigt das unsichere Bild auf und fügt sich zusammen zu einem entzückenden Bilde, zum Idealbilde.

Und welches ist dieses Idealbild, das ihm als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut erscheint, das des tiefsten Herzens früheste Schätze aufquellen läßt?

Aurorens Liebe bezeichnet's ihm, also: die Kindheit, die Jugend, die Morgenröthe der Menschheit. Das ist der Gedanke Jesu: So ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr das Reich Gottes nicht ererben!

Die angeschaute Harmonie des griechischen Lebens und der griechischen Kunst hat Faust enthüllt: daß der Mensch als Kind, so auch die Menschheit in ihrer Jugend die beglückende Einheit von Ge-

fühl und Verstand, von Natur und Geist besaß; daß diese Harmonie, wenn wir uns ihrer bewußt werden und durch das Bewußtsein sie festhalten oder die verlorene wiederherstellen, zur Seelenschönheit sich steigert, die jeden Schatz überglänzt. — Mit anderen Worten:

Die Harmonie, welche die Griechen instinktiv lebten und darstellten, welche das Kind naiv besitzt, muß durch das Bewußtsein zurückgewonnen werden. Das ist die Rückkehr zur Natur durch den Geist; die holde Form muß im Leben und in der Kunst durchgeistigt werden.

Das ist ein Gedanke von fundamentaler Bedeutung und größter Tragweite fürs ganze Leben, sowie für die Kunst. Was derselbe für das Leben bedeutet, ist oben in der Darlegung der geistigen Entwicklung gezeigt worden; was er für die Kunst bedeutet, vor allem für unsere so gedankenarme Plastik, soll hier noch angedeutet werden.

Das Ideelle der plastischen Werke der Griechen ist entweder die starre oder die naive Ruhe; denn das Gesicht ihrer Statuen ist entweder maskenhaft oder zeigt einen kindlichen Ausdruck. Das Geistige fehlt den griechischen Werken durchaus. — Nun ist die Ruhe, die Harmonie, zwar auch das Ziel der neuen Zeit; allein diese Ruhe, diese Harmonie, ist eine mit Bewußtsein hergestellte und kann nur — wie früher gezeigt — durch den steten Kampf gegen unsere empirische Natur allmählich gewonnen werden. Ein solcher Kampf aber läßt Spuren zurück in den Zügen, welche dem Antlitz den Ausdruck geben. Nichts ist daher für den Verständigen widerwärtiger als glatte

Männergesichter, die häufig genug schön gefunden werden und doch nur Puppenköpfe sind, — Gesichter, in denen nichts liegt und aus denen nichts spricht. — Dem Manne ziemt ein sprechendes Antlitz, ein durchgearbeiteter Kopf, der die Spuren enthält von der Arbeit an dem eigenen Selbst. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“; Arbeit ist die Losung der Neuzeit, Arbeit nach innen und außen; das ewig heitere und sorglose Leben des Griechen in einer verschwenderisch ausgestatteten Natur entspricht unserem Leben durchaus nicht.

Aus dem Gesagten ergibt sich für die ideale Plastik, die Plastik als Kunst, — und diese allein hat ja nur Wert, — daß dieselbe die griechische Form, das Einzige aus dem Griechentum, was noch weiteren Kreisen als wertvoll für uns erscheint — auch nicht mehr gebrauchen kann. Die erkämpfte Harmonie des Geistes ist in einem so jugendlichen Alter, in welchem die Griechen ihre Ideal-Gestalten darstellten, gar nicht möglich, sondern kann erst im Mannesalter errungen sein. Will also die Kunst sich auf der Höhe des modernen Geisteslebens halten und dieser vorausleuchten, so muß sie ihre Idealgestalten (und das ist der reifgewordene Mensch) in einem reiferen Alter darstellen. Das Weiche und Jugendliche der Griechen muß für Idealgestalten aufgegeben und dafür eine Form gefunden werden, die den Kampf durchblicken läßt; das Antlitz aber muß eine Geschlossenheit zeigen, aus der das Geistige herausleuchtet. In der neuen Plastik muß die ganze Gestalt sprechen und den zur Ruhe, zum inneren Frieden, zur Harmonie durchgedrungenen Geist ausstrahlen.

Was uns also von dem heute noch so gepflegten Griechentume bleibt, ist einzig und allein die Art ihres Kunstschaffens, und diese war: Eine schematische Darstellung der Idee auf dem Boden des Religiösen. Alles Andere, was wir sonst noch aus dem Griechentume holen wollen, ist vom Uebel und hemmt nur unsere Entwicklung; darum hinweg damit! Die Zeit ist ernst und verlangt gebieterisch, daß endlich einmal und zwar gründlich mit dem Antiken aufgeräumt wird. Rückert schon sagt sehr wahr:

„Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter;
Und uns wird je mehr, je länger
Nötig ein Zusammendränger. —
Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern der den Plunder sichte
Und zum Bau die Steine schichte!“

14.

Es folgt nun der letzte Teil der Dichtung, der die Verwirklichung des Ideals im Leben darstellt.

Faust hat das Ziel des Lebens erfaßt; ein Wonnegefühl durchschauert ihn, indem er das Bild der Vollendung schaut, „es zieht das Beste seines Innern mit sich fort“. — In edler Begeisterung glüht das Gemüt auf und sehnt sich nach einem Wirkungskreise, um das Leben nach dem hehren Bilde umzugestalten. Mephisto als nüchterner Verstand begreift nicht im Entferntesten diese Begeisterung, und Faust ruft ihm zu:

„Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf!“

Um Faust zufrieden zu stellen, ist Mephisto mit Allem zur Hand, was dem empirischen Verstande genügen würde; er bietet Besitz, hohe Stellung, Bequemlichkeit und Wohlleben, selbst Nachruhm, — aber daß Faust Erstaunenswürdiges hervorbringen will, das scheint ihm ein Streben nach dem Monde. Indessen muß der Verstand dem übermächtigen Drange des vom Ideal durchgluteten Gemütes folgen.

Faust will den Ocean bewältigen, ihm Schranken setzen und Schritt um Schritt Boden abgewinnen zu einer der Menschheit erspriesslichen Thätigkeit. — Daß dies ein Gleichnis ist, liegt auf der Hand; Fausts Worte erklären das Bild:

„Es verdroß mich, wie der Uebermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.
Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick,
Die Woge stand und rollte dann zurück,
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel:
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.“

Der Ocean bedeutet die Menschheit. Wie das Meer im Sturme sich wild geberdet, wie seine Wellen sich haushoch türmen aber immer wieder in sich zusammensinken und allmählich sich beruhigen, so wogt auch die Entwicklung der Menschheit auf und nieder. In mächtigem Ansturme gewinnt eine Nation wohl eine Stufe zum Ziele, doch ist dieselbe erreicht, so sinkt das Volk wie erschöpft von der aufgebottenen Kraft in eine thatenlose Schwäche zurück, die es der Reaktion noch immer möglich gemacht hat, das Volk um die freiheitlichen

Errungenschaften zu betrügen, die es sich selbst erkämpft hatte, bis die Not zu neuem Aufraffen und zu einer neuen Kraftanstrengung treibt. Dieses stoßweise Streben zu regeln, den gleichmäßigen Fortschritt der Menschenentfaltung zu ermöglichen, das ist die große Aufgabe, die Faust lösen will. — Möglich ist solche ruhige und stetige Fortentwicklung nur mit einem klar erkannten und unverrückbar feststehenden Ziele. Dieses Ziel hat Faust in dem geschauten Ideale gewonnen; er bedarf nun eines umfassenden Wirkungskreises. — Mephisto weiß als praktischer Verstand diesen zu schaffen; er versteht „aus jedem Umstand seinen Vorteil zu ziehen und bei Gelegenheit zuzugreifen“. Aber auch der Boden muß für den auszustreuenden Samen empfänglich gemacht werden. In einem Volke, das derart, wie der Dichter vorher gezeigt hat, in Schwäche und Lethargie versunken ist, wird der Zukunftsgedanke nicht Wurzel fassen. Diese Nation muß erst aus ihrer Stumpfheit und Gleichgiltigkeit aufgerüttelt werden. — Nun ist nichts wirksamer, den Stumpfsinn zu brechen, die Schwächen bloß zu legen und die Kräfte zu wecken und anzuspannen als die Gefahr. Not lehrt beten, Not macht erfinderisch, Not entwickelt Kraft, das Negative weckt das Bewußtsein. — Das Kaiserreich, dem Mephisto durch das Papiergeld auf kurze Zeit geholfen hatte, ist in Kriegsnöten. Ein Gegenkaiser ist erstanden und hat die mit den verrotteten Verhältnissen unzufriedenen Elemente an sich gerissen. Faust und Mephisto treten für den legitimen Fürsten ein, Faust zwar widerstrebend, weil dem Gemüte der Krieg ein Greuel ist, doch fügt er sich in Mephistos Anordnungen d. h. der Einsicht der Notwendigkeit.

Obgleich nun Faust von der Kriegsführung nichts versteht, wird er der Obergeneral und Mephisto der Generalstab. Der berechnende Verstand weiß mit seinen drei Gewaltigen: Rücksichtslosigkeit, Habsucht und Egoismus, die Schlacht zu gewinnen. Durch diese dem Kaiser gewährte Hilfe gelangen sie zu dem Einfluß im Reiche, dessen sie zu ihrem Werke bedürfen. Der ganze Strand des Reiches wird ihnen verliehen, und während Faust und Mephisto für das Wohl der Gesamtheit arbeiten, sinkt der Kaiser, der sich in der Bedrängnis aus seinem Genußleben aufgerafft hatte, in das thatenlose Dasein zurück. Das will sagen, daß die Initiative zu einem Fortschritt, zur Förderung der Menschheit künftig von unten ausgehen wird. Volkselemente, die sich aus der Menge mühsam emporgerungen, die durch das Leben gegangen und dasselbe von Grund auf kennen gelernt haben, werden die Kulturförderer sein. — Einst waren die Fürsten, — solange sie eben mit dem Volke lebten, — die Träger der Kultur, und die stumpfe Menge widerstrebte dem Fortschritt. Als aber das Geistige im Volke erwachte und nun mit mächtigem Drängen vorwärts strebte, trat das Gegenteil ein. Die Fürsten isolirten sich, traten in einen Gegensatz zur Menge und lernten das Leben nicht mehr genügend kennen, weil sie die Welt nur noch von ferne und oft noch dazu durch eine gefärbte Brille sahen. Dadurch wurden die Herrschenden zum Hemmungselemente, und wo diese Hemmung nicht aus Egoismus und Besorgnis um die eigene Existenz, sondern mit weiser Mäßigung und in der Absicht geschieht, Ueberstürzungen zu verhüten, da ist sie zum Heil des Ganzen; bewirkt sie doch, daß die neuen Gedanken, die dem Beharrenden immer revo-

lutionär erscheinen, länger erwogen und vielfach hin und her geworfen werden, bis sie reif geworden sind. Was aber reif ist, erfüllt sich nach dem Gesetze der Notwendigkeit unerbittlich; dagegen giebt es keinen Widerstand.

Faust beginnt nun sein Werk, und wieder ist es der Verstand, der die Mittel zur Ausführung ersinnen und das Ganze leiten muß. So wird Mephisto zum „Aufseher“.

Fausts und Mephistos Arbeit am Meeresstrande ist auch nur bildlich zu nehmen und bedeutet, daß ihr Wirken ganz nach aussen, auf Aeufserlichkeiten gerichtet ist.

Dämme werden aufgeworfen, Kanäle gezogen, Häfen gebaut, eine Flotte wird errichtet, Schiffahrt und Handel werden getrieben. Durch nützliche Einrichtungen, durch Hebung des Verkehrs, des Handels und Wandels, — durch Förderung des Wohlstandes sucht also Faust das Volk zu heben. — Aber wie es so geht; daß „jede große Idee, wenn sie ins Leben tritt, dem pedantischen Volke ein Aergernis wird“, muß auch Faust erfahren. Er hat zu kämpfen gegen widerstrebende Elemente, die am Alten und durch Gewohnheit Liebgewordenen hängen und aus reiner Bequemlichkeit gegen alles Neue und Bessere sich steifen. Dazu regt sich Unzufriedenheit im Volke. — Zwar befördert Faust durch seine Unternehmungen den Wohlstand des Volkes, indem er durch lohnende Arbeit den Verdienst hebt; zwar führt er durch Schiffahrt und Handel Schätze ins Land, von denen auch die Gesamtheit indirekt Vorteil zieht, — aber die Arbeiter sind mit dem bloßen Lohne nicht mehr zufrieden, sie sehen, dass die wenigen Unternehmer dabei Reich-

tümer gewinnen und sind sich bewußt, diese Schätze miterworben zu haben, darum „fordern sie gleichen Teil“. Goethe hat also auch den Sozialismus vorausgesehen. — Dazu kommt, daß der Erwerb durch Schifffahrt und Handel nicht immer ein absolut reiner ist. Mephisto sagt davon:

„Ich müßte keine Schifffahrt kennen.
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Darum macht Faust „ein widerlich Gesicht zu dem Königsgut“, das ihm die Schiffe bringen. Endlich stört ihn das langsame Fortschreiten seines Werkes. Mit Bitterkeit spricht er zu Mephisto:

„Das verfluchte Hier!
Das eben leidig lastet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen! — —
Das Widerstreben, der Eigensinn
Verkümmert herrlichsten Gewinn.“

Das Gemüt fühlt sich bedrückt durch jede Hemmung, vermag jedoch nicht über sich zu gewinnen, die widerstrebenden Elemente zu beseitigen, weil ihm alle Härte und Ungerechtigkeit widersteht. Der kalte Verstand dagegen schreitet rücksichtslos über alle Hemmnisse hinweg und fragt nicht darnach, was zu Grunde geht, wenn es sich um einen Fortschritt handelt, — und so ist es auch Mephisto, der das ehrwürdige aber eigensinnige Paar, Philemon und Baucis, die Repräsentanten des konservativen Elements, die Faust gern schonen möchte, mit roher Gewalt beiseite schafft. — Die Bahn ist nun frei, doch unter dem Druck dieser Gewaltthat,

die doch zum Gelingen des Ganzen nötig war, ruft Faust bekümmert aus:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“ —

Dafs unter Magie das Gemütsleben und unter Mann allein der Verstand zu verstehen ist, ist oben bereits gesagt. Da der Verstand nur der unerbittlichen Logik folgt und nur das betreibt, was er als zweckmäfsig und notwendig erkennt, so gerät er nur zu oft mit dem weichen Gemüte in Konflikt. Auch ist es das Gemüt mit seinem Sehnen und Drängen nach dem Höchsten, was den Menschen nie zur Ruhe kommen läfst; hätten wir den Verstand allein, so würden wir am täglichen Leben Befriedigung finden können, das Gemüt aber will mehr, weil es ein Mehr ahnt. Darum fährt Faust fort:

„Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinst verwickelt uns die Nacht; —
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt —
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.
Und so verschüchtert stehen wir allein!“

Wer die Idee des Lebens erfafst hat, der kann nicht anders, als alles von diesem Punkte aus zu sehen, und alles Wahrgenommene darauf zurück zu beziehen; und müht er sich redlich, das innere Bild zu gestalten, und ist ein Werk vollbracht, so hebt sich das Geistesbild wie warnend nur lichter und herrlicher dagegen ab, und wir stehen verschüchtert, entmutigt in dem Gefühl der Ohnmacht, das erhabene Bild nicht bannen und ins Leben ziehen zu können.

So zieht von allen Seiten die Sorge bei Faust ein, die ihn zu einer neuen Selbstbesinnung drängt. Nochmals überblickt er das Durchlebte und hält die Generalüberschau über seine bisherige Laufbahn:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, liefs ich fahren,
Was mir entwischte, liefs ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst grofs und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läfst sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.“

Faust erkennt also, dafs sein Leben ein planloses Rennen und Suchen war. Manches hat ihm das vielbewegte Leben gebracht; es hat ihn gelehrt, dafs es für den Menschen thöricht ist, sein Dichten und Trachten über das Leben hinaus zu richten. Zwar zweifelt auch er nicht an einer Fortexistenz nach dem Tode, wie sein letztes Wort beweist: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn“, aber er hat eingesehen, dafs sich der Mensch bescheiden müsse mit der blofsen Gewifsheit, die ihm das Denken aufzwingt:

daß Kraft wie Materie unvergänglich ist, daß darum auch das in ihm Waltende niemals aufhören könne. — Wie jedoch der Mensch auch sein Denken abmartere, — über das Wie und Wo des Einst bleibt es stumm, und wie er auch das Künftige sich ausmale, es bleibt doch alles Phantasiegespinnst, das jeder Bestätigung entbehrt. Der Menschegeist reicht über das Diesseit nicht hinaus, darum muß ihm das Hier genügen. Das sehnüchtige Ausblicken nach einem besseren Jenseit lähmt nur die spontane Kraft des Menschen und läßt ihn über das Einst das Jetzt vergessen. Nur schwache Naturen, „Thoren“, die das ihnen selbst innewohnende Göttliche nicht begreifen und fassen, richten ihre Augen nach drüben; dem Thatkräftigen, „dem Tüchtigen“, ist diese Welt nicht stumm; denn er erkennt, daß ihm hier auf Erden eine Aufgabe gesetzt ward, die er vor allen Dingen erfüllen muß; darum läßt er das Zukünftige bescheiden auf sich beruhen und sagt sich: daß, wenn wir darüber etwas zu wissen nötig hätten, der Allwaltende uns auch die Fähigkeit verliehen haben würde, das Dunkel zu durchdringen. Und auch dadurch läßt er sich in seinem Streben nicht beirren, daß er nur langsam und ganz allmählich fortschreitet, und daß das Erreichte dem leuchtenden und lockenden Idealbilde gegenüber gering erscheint; — er läßt die Geister spuken und findet im Weiterschreiten Qual und Glück, — es giebt eben, wie Schiller sagt, für uns Menschen nur Rettung im ewigen Werden.

Faust beschränkte sich nun zwar auf das Diesseit; er erkannte und schaute das wahre Lebensziel; er strebte dasselbe im Leben zu verwirklichen, — aber es gelang ihm nicht, die Menschheit zu heben und zur sittlichen

Freiheit zu führen, weil er einen falschen Weg zum Ziele einschlug.

In der sechsten und letzten Verinnerung, die der Dichter mit Erblindung allegorisirt, erkennt er, dass er irre ging.

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene!
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draussen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr!
Solch ein Getümmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!“

Auch das ist bildlich gesprochen. Der Sumpf am Gebirge ist der Gegensatz zum Meeresstrande. — Wie die Arbeit am Strande das Bestreben bedeutet, das Wohl der Menschheit durch äußerliche, gewinnbringende Veranstaltungen zu fördern, so weisen der Sumpf am Gebirge und das paradiesische Land im Innern auf das Innere des Menschen hin, und die Worte:

„Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen“, lassen uns erkennen, was unter dem faulen Pfuhl, der alles verpestet und abzuziehen ist, zu verstehen ist.

Was dem Gemeindrang entgegensteht, — das ist der Egoismus, dieser faulste aller Pfuhle, dieser schlimmste Hemmschuh alles sittlichen Fortschritts.

Faust erkennt also, daß die Reformation des Individuums die Hauptsache ist, und daß diese die Reformation der Gesamtheit von selbst herbeiführen wird.

In uns müssen wir durch eigene That unsere natürlichen Triebe zügeln, unsere empirische Natur beschränken, den Egoismus bewältigen und unser Individuelles durch liebevolle Vermittlung mit den anderen ergänzen und abrunden und so das Paradies in uns und um uns herstellen.

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ — Die Versöhnung von Gefühl und Verstand, von Natur und Geist, — sie muß täglich aufs neue erkämpft werden, bis allmählich die Harmonie des Geistes, „die Seelenschönheit“ erreicht ist und damit die Freiheit und das wahre Leben verdient sind. Dann wird der Gemeindrang von selbst sich ergeben; der Egoismus ist vernichtet, die Liebe wird walten; jeder wird sich selbst im andern erkennen, Millionen werden sich liebend umschlingen, und jene Völkerverbrüderung wird erreicht werden, die niemand enthusiastischer gefeiert, als Schiller, und niemand tiefer nachgefühlt hat, als Beethoven, als er mit dem Dichter sang:

„Alle Menschen werden Brüder! —
Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

Im Vorgefühl, im Schauen eines solchen glückseligen Zustandes der Menschheit, — des freien Volks auf freiem Grunde, — sinkt Faust hin. Sein höchster Augenblick ist auch sein letzter. Seine Kraft war erschöpft im Suchen und Ringen nach der Vollendung.

So schließt auch die Faustdichtung mit einem Fragezeichen; denn das Höchstzuerringende, also das Schwerste: wie dieser stinkende Pfuhl abzuleiten ist, enthüllt sie uns nicht; aber staunend steht man vor der Geistesgröfse des Dichters, der so tief in die menschliche Entwicklung blickte und der weiteren Entfaltung der Menschheit so weit vorausschaute, und man bedauert nur, dafs so fruchtbare Gedanken derart verschleiert gegeben wurden, dafs ein jahrelanges Studium nötig ist, sie zu gewinnen. Das ist nicht die Dichtung, wie sie Goethe selbst in seiner Zueignung charakterisirt: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“; eher liefse sich davon sagen: „In bunten Bildern wenig Klarheit“.

Der Schluß der Dichtung erinnert uns lebhaft an Goethes Ausspruch, dafs der Greis sich immer zum Mystizismus bekennen werde. Diese Mystik und kirchliche Dogmatik paßt schlecht zu dem freien Inhalte des Gedichts; auch wirkt es einigermaßen überraschend, dafs der Dichter, nachdem er die ursprüngliche Form mehr und mehr aufgegeben hatte, plötzlich wieder zu derselben zurückkehrt. Indefs mußte auch für Mephisto ein Abgang geschaffen werden, und damit die Form nicht ganz und gar verloren ginge, so mußte Mephisto wieder zum Teufel werden. — Richten wir jedoch den Blick von der sonderbaren Form auf den Inhalt, so

finden wir zwei wichtige Lehren, die dem Ganzen durchaus konform sind.

Erstlich gelingt es Mephisto nicht, Fausts Seele zu erhaschen; das will sagen, daß es dem Verstande nie und nimmer gelingen wird, das Gemütsleben zu unterjochen, geschweige denn zu vernichten. Mag der Verstand auch noch so weit gelangen in dem Verständnis des Thatsächlichen; mag er entdecken, erfinden, umgestalten und das Leben noch so praktisch und behaglich einrichten, — das schmachtende Gemüt wird damit nicht erlabt und sein Hunger damit nicht gestillt. Zu Zeiten mag es wohl scheinen, als sei der Gottesfunke in der Menschheit traurig ausgebrannt; allein er ist vorhanden, nur fristet er ein jämmerliches Dasein unter dem Aschenhaufen, den das tägliche Leben auf ihn häuft; es bedarf nur eines erfrischenden Hauches, um ihn wieder zu wecken. Man fache ihn nur in der rechten Weise an, und er wird himmelhoch aufleuchten und Flammen geben, die manches verzehren werden, was heute noch für wichtig, groß und unabkömmlich gilt. — Der Gottesfunke kann im Menschen niemals gänzlich erlöschen; die Sehnsucht nach der Norm, nach dem Göttlichen ist in uns unzerstörbar, darum bleibt das Gemüt der rettende Anker, an dem der Mensch sich immer wieder erheben wird aus der Nichtigkeit des täglichen Lebens zu einem höheren Dasein, oder wie es der Dichter ausdrückt: „Das *Ewigweibliche* zieht uns hinan!“

Die andere Lehre ist enthalten in den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“ Das ist die Lehre: daß über einen Menschen nicht entscheidet, wie er gestrebt, sondern was er

erstrebt hat, daß, — wo man ein Menschenleben wäge und richte, — man frage: was hat dieser Mensch gewollt, was hat er erreicht und — was hat er selbst aus sich gemacht, nicht aber mäkelt an dem, wie er es geworden ist. Das Wie ist verschieden, ist bedingt durch individuelle Anlage und zufällige Verhältnisse; das Was aber ist das, worin wir alle zusammentreffen müssen.

15.

Schlußwort.

Wenn wir auf den Gang der Dichtung zurückblicken, so ergibt sich, daß in der Erkenntnis Fausts eine stete Steigerung stattfand, bis zur fünften Erinnerung, in der Faust das Idealbild schaut. Hier aber scheitert die Dichtung. Faust durfte nicht, nachdem er das Lebensziel gewonnen, sofort ins Praktische geführt, sondern mußte ins Theoretische gedrängt werden, denn es genügt für das Leben durchaus nicht, nur das Ziel des Lebens zu erkennen; es muß auch der richtige Weg dazu gefunden werden. Hier ist deshalb der Punkt, wo die Neuzeit den Hebel anzusetzen hat. Das Gesetzmäßige des Menschenlebens erforschen und erkennen und auf Grund dieses Gesetzmäßigen den naturgemäßen Weg zum Ziele finden, das ist unsere nächste und höchste Aufgabe, und bevor diese Aufgabe nicht gelöst ist, kann von einer weiteren Entwicklung nicht die Rede sein; vielmehr wird es den Menschen

ergehen wie Faust, und ihre beste Kraft wird sich erschöpfen im vergeblichen Suchen und Ringen nach dem Ideale, und das Ziel wird uns ewig ferngerückt scheinen.

So emsig nun die Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten gearbeitet hat, — die Beobachtung und Erforschung des Menschenlebens ist stets zu kurz gekommen, und nur darum konnte es geschehen, daß unsere gesamten Lebensverhältnisse völlig unwahre, verkehrte, unnatürliche Formen annahmen, die nicht nur den Einzelnen drücken und einschnüren und ihn verkümmern lassen, sondern auch die Entwicklung des Ganzen hemmen. Aber auch hier heißt es: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Natur läßt sich auf die Dauer nicht mißbrauchen; sie schwingt ihre Geißel, die Negation, und zwingt die Menschen durch die Leiden, die jeder unnatürliche Zustand schließlich herbeiführen muß, zum Naturgemäßen zurückzukehren. Daß dieses Streben dahin von dem leidenden Teile ausgehen wird, liegt auf der Hand. Daher die soziale Bewegung unserer Zeit, der zwar zunächst noch vieles Rohe anhaftet, da sie nur erst als bloße Magenfrage auftritt, die aber im Grunde nichts anderes bedeutet, als Rückkehr zum Naturgemäßen, Normalen — zum wahren Menschentume, und hierin liegt auch der Grund, daß nicht nur Arbeiter, durch die Not gezwungen, sondern gerade die besseren Naturen, die tiefer blicken und denen es Ernst ist mit der Hebung der Menschheit, für die soziale Frage sich begeistern müssen.

Die von unten, vom leidenden Teile ausgehende soziale Bewegung wird, nachdem sie einmal da ist, nicht wieder verschwinden; sie ist der berechtigte

Kampf gegen den Egoismus und wird als solcher wieder zum „Seismos“ (Erdbeben) werden, dem auch ein späterer Dichter die Worte wird in den Mund legen können:

„Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn;
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dann die Welt so schön?“

Darum aber ist unsere Zeit auch eine ungemein ernste, und dringend mahnt das Gähren auf allen Gebieten des Lebens zur ernstesten Arbeit an der Lösung der Aufgabe unserer Zeit.

Ist nun der Antagonismus der Kräfte die Grundform aller Aktion im Dasein der Welt und ihrer Wesen, so ist er auch die Grundform des Menschenlebens und muß die Basis der Wissenschaft vom Menschen werden. Physiologie, Morphologie, Psychologie, Pädagogik und Soziologie werden darauf sich gründen müssen.

Die Physiologie schwebt bis jetzt noch in der Luft, da sie noch nach einem Grundgesetz sucht. — Schon von Grauvogl hat den Antagonismus der Menschen in den Zellen angenommen, entgegen der Virchow'schen Annahme von Elektivzellen.¹⁾ Aber ist das Gesetz wahr, so kann es nicht bloß in den Zellen herrschen, sondern muß durch unseren ganzen Organismus gehen.

Daß Gehirn und Rückenmark Antagonisten sind, ist allein schon damit bewiesen, daß das Gehirn des Schlafes bedarf, das Rückenmark nicht. Mögen beide materiell auch noch so ähnlich sein, in ihren Funktionen sind sie Gegensätze. Man kann auch zwischen posi-

1) Dr. von Grauvogl, Lehrbuch der Homöopathie, I. § 13 bis § 18. Nürnberg, Korn, 1866.

tiver und negativer Elektrizität, zwischen Nord- und Südmagnetismus keinen wesentlichen Unterschied finden, und doch sind sie Antagonisten. — Dafs zwischen Gehirn und Rückenmark eine Wechselwirkung stattfindet, zeigen die allgemeinen Erfahrungen, dafs Kopfschmerzen „aus dem Magen kommen können“, und dafs umgekehrt angestrengte Geistesthätigkeit bei geringer körperlicher Bewegung Unterleibsstockungen verursacht. Dies beweist auch zugleich, dafs ein Ausgleich zwischen beiden stattfinden und das Gleichgewicht beider erhalten werden mufs. — Auf's schlagendste aber wird diese Wechselwirkung dadurch bewiesen, dafs in Momenten, wo im Menschen durch Schreck, Angst und dergleichen das Selbstbewußtsein stark niedergedrückt ist, sich bei ihm unwillkürliche Entleerungen einstellen, eine so allgemeine Erfahrung, dafs sie im Volke zu einem drastischen Sprichwort geworden ist. Dies berechtigt zu dem Schluß, dafs das Geistige (Gehirn), der Zügel des Physischen ist. Kants „Macht des Gemüts“ und Feuchterslebens „Diätetik der Seele“ fußen auf dieser Annahme. Wenn das aber im Ganzen der Fall ist, warum sollte das nicht im Einzelnen sein? In der That spricht logisch durchaus nichts gegen die Annahme, dafs jedes vom Rückenmark versorgte Organ seinen besonderen Antagonisten und Zügel im Gehirn habe, so dafs die Funktionen eines Organes durch entsprechende psychische Erregung des Antagonisten (also mit Bewußtsein, mit Willen) geregelt werden könne. Hat es doch schon Menschen gegeben, die selbst den Herzschlag durch den Willen aufhalten konnten. Dafs wir diese Wechselbeziehung im Einzelnen noch nicht kennen, beweist nichts; auch hier müssen wir an Vir-

chow's wahrhaft prophetisches Wort erinnern von dem zu erstrebenden „einheitlich gestalteten Wissen, das mit dem Können identisch ist“.

Dafs die Lokalisation der Funktionen des Gehirns auch schon der exakten Wissenschaft sich zu erschließen beginnt, hat der dritte Kongrefs für innere Medizin (1884) auch dem weiteren Publikum offenbart. Freilich erstreckte sich bei den angestellten Experimenten die Beobachtung vorzugsweise auf das Verhältniß des Gehirns zur Bewegung. Versuche jedoch, wie sie Goltz aus Strafsburg mittheilte: dafs ein furchtbar böartiger Hund nach Fortnahme des Hinterhauptlappens des Gehirns ein lammfrommes, gutmütiges Tier geworden sei, gleichsam als ob ihm die Organe des Zorns und des Mißtrauens genommen wären, während Tiere, denen der Vorderlappen des Gehirns entfernt ist, sich sehr aufgereggt, sehr empfindlich und zu Zornausbrüchen geneigt zeigen, — schon auf das Seelenleben hinüberspielen und gradezu den Antagonismus auch innerhalb des Gehirns bestätigen, derart, dafs die Sphäre des Hinterhauptlappens ihren Antagonisten und Zügel im Vorderhauptlappen hat, und umgekehrt. — Hier mag die Wissenschaft weiter suchen und schürfen; freilich wird die Natur auch hier nicht allein durch Hebel und Schrauben des Schleiers sich berauben lassen; eher wird die Beobachtung des gesunden und kranken Menschen an der Hand des Gesetzes hier Licht bringen können. Auch der so mannigfachen Gestaltung des menschlichen Körpers müßte mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Zu einer wissenschaftlichen Morphologie des Menschen gehört aber gleichfalls ein Gestaltungsgesetz und eine Norm. Wir meinen nun, dafs beides bereits gefunden

ist und zwar von Zeising im „goldenen Schnitt“. ¹⁾ Zeising hat sein Gesetz allerdings nur auf die Kunst angewendet, aber wiederum ist es von Grauvogl, der es in die Physiologie zu übernehmen versuchte, indem er darnach den Begriff der Gesundheit formulirte. ²⁾

Ebenso unsicher steht es mit der Psychologie. Die Psychologie hat das Geistige als etwas Besonderes genommen und dasselbe für sich allein betrachtet. Wenn aber Kraft und Stoff, Geist und Körper eins sind und sich für uns nicht trennen lassen, so muß auch die Psychologie auf die Physiologie und Morphologie angewiesen sein und umgekehrt; nur miteinander verbunden werden diese Zweige zu befriedigenden Resultaten gelangen. In neuester Zeit hat man wenigstens schon die Physiologie und Psychologie zu verknüpfen gesucht, wie Wundts Bestrebungen zeigen. ³⁾ — Die Psychologie hat aber auch das Geistige nicht einmal als Einheit genommen, sondern hat die einzelnen Geistesthätigkeiten getrennt behandelt und ihre Entwicklung nach einander betrachtet. Da aber Fühlen, Denken und Wollen in uns nicht nach einander, sondern neben, mit und durch einander sich entwickeln, so wird die Psychologie auch stets das Gesamtgeistige im Auge behalten müssen. Damit wird sie zu Entwicklungsstufen oder Entwicklungsphasen des Geistigen gelangen. — Wie der Antagonismus und der Ausgleich der Gegensätze auch das Geistesleben beherrscht, ist oben darzulegen versucht worden.

Für die Pädagogik fordert der Antagonismus zu

1) A. Zeising, Proportionen des menschlichen Körpers. Leipzig, Weigel.

2) Dr. v. Grauvogl, Lehrbuch der Homöopathie, I. § 28.

3) Wilh. Wundt, Physiologische Psychologie.

allererst die gleiche Pflege der körperlichen wie der geistigen Erziehung. Die Pädagogik hat zwar die harmonische Ausbildung des Menschen als Ziel hingestellt, hat sich aber stets im Widerspruch mit dieser Forderung befunden, einmal, indem sie den Körper lange nicht genug berücksichtigte, und dann, indem sie die besondere Begabung für irgend einen Gegenstand besonders pflegte. Harmonische Ausbildung aber verlangt das Gegenteil. Das Schwache steigern, das Starke hemmen, das sollte oberster Grundsatz der Erziehung sein. Wie aber die Schwächen und Stärken zu erkennen und auszugleichen sind, darüber werden die Morphologie, Physiologie und Psychologie Aufschluß geben müssen, und so lange das nicht geschehen kann, wird auch die Pädagogik im Dunkeln tappen.

Was der Antagonismus für das soziale Leben bedeutet, ist gleichfalls bereits oben ausgeführt und läßt sich kurz zusammenfassen in folgendem:¹⁾

Unserer höheren, nicht empirischen Natur, unserm wahren, normalen Wesen nach sind wir alle eins. Unsere empirische Natur ist nicht unser wahres Wesen, da die Vielheit, die Individualität und die Veränderung dem wahren Wesen fremd sind; deshalb dürfen auch die Gesetze unserer empirischen Natur (der Egoismus) in uns nicht zu herrschenden werden, sondern sind zu bekämpfen. Die Veränderung, der unsere empirische Natur unterworfen ist, geht aus einem unzulänglichen Zustande, aus einem Mangel unserer Natur hervor und hat die Tendenz, in einen anderen Zustand überzugehen, der Befriedigung gewährt. Wahre Befriedigung aber ist

1) Siehe darüber A. Spir, Leipzig, Findel. III. Moralität.

für uns nur in dem wahren, normalen Wesen; daher kann das vernünftige Streben des Menschen nur dahin gehen, seiner wahren Natur dem normalen Wesen mehr und mehr sich zu nähern, und dies ist nur möglich durch Vermittlung und Ausgleich der im Leben vorhandenen Gegensätze. Somit verlangt die Idee folgendes:

1. Willige Anerkennung der Gleichberechtigung Aller. Gleiches Maß für Alle und freie Bahn für die Entwicklung des Individuums.
2. Kenntniss der Gegensätze und ihrer Bedeutung, — Erfassen der dazwischen oder dahinter stehenden Norm (der Einheit), als das Ideal, das Ziel des Lebens.
3. Kenntniss vom Wesen des Ausgleichs der Gegensätze in Freundschaft und Liebe.
4. Friedlicher Ausgleich der Gegensätze durch bewusste, liebevolle Vermittlung derselben. Bewältigung unserer empirischen Natur (des Egoismus) und Beschränkung, Ergänzung und Abrundung des einseitigen Individuellen zu einem harmonischen Sein.

Das erste gäbe wahres, der Menschheit würdiges Leben, das zum freien Volke auf freiem Grunde führen muß, wo der Grundsatz gilt: Einer für Alle, und Alle für Einen! oder wie Goethe sagt: Wo Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen! Da erst wäre wahre Religion; denn Religion ist That, ist das Streben, dem Göttlichen ähnlicher zu werden. Das erst wäre auch wahres Christentum; denn es wäre die Erfüllung der höchsten Forderung desselben, nämlich der Selbstverleugnung, der Selbstüberwindung und Wiedergeburt, der Nächsten- und Feindesliebe. Das erst würde führen zu

dem Reiche des Friedens und der Liebe, in dem es in Wahrheit heißen könnte: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Thöricht würde es nun sein, einen solchen Umschwung und Aufschwung des Lebens allein von einer materiellen Verbesserung der Lebensverhältnisse oder von einem vollkommenen Ausgleich der materiellen Werte zu erhoffen. Mit solcher naiven Meinung ständen wir eben in dem Punkte, wo Faust zusammenbricht. — Nicht einmal die allgemeine Einsicht der Notwendigkeit einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse, noch auch die Erkenntnis, wie diese geschehen müsse, vermöchten allein solchen Umschwung zu bewirken. Grau ist alle Theorie; denn das rein Begriffliche ist kalt und darum wirkungslos. Die bloße Einsicht vermag im Großen wenig oder nichts gegen den gewaltigen Egoismus der empirischen Natur; eher noch liefse derselbe durch die bleiche Furcht vor einem gewaltsamen Umsturz zu kümmerlichen Zugeständnissen sich bewegen. Eine vernünftige Neugestaltung des Bestehenden, die zugleich ein Aufschwung des ganzen Lebens sein soll, würde nur möglich sein, wenn die Allgemeinheit für eine hohe, sittliche Idee sich begeisterte und auch dauernd von derselben getragen würde. Nur das Erglühen des Gemütes für das Höchste, die innige Hingabe an das Göttliche, soweit es uns Menschen erkenn- und erfassbar ist, an das normale Wesen der Dinge, das Ideal-menschliche, vermag die Menschen geistig, moralisch und sozial vorwärts zu bringen; denn nur Begeisterung für das Edle führt zu edlen Thaten!

Wie aber ist diese Hingabe an die Idee, diese Begeisterung für das Ideal in der Menge anzufachen? Dazu

giebt es nur ein Mittel, und dieses ist: die stimmungs-
volle Veranschaulichung der Lebensidee, die
nur die Kunst zu geben vermag! — Hier tritt die
hohe Wichtigkeit und Bedeutung einer idealen Kunst
ins Licht. Sie ist durch die Anschauung, die sie giebt
und durch die Begeisterung, die sie entzündet, die einzig
wirksame Erzieherin der Menschheit; sie allein kann
auf Massen erfolgreich wirken, weil sie zu gleicher Zeit
den Geist befreit und erleuchtet, das Gemüt belebt und
erwärmt und die Thatkraft hebt und zu edlem Streben
entflammt; darum muß Schillers vergessener Mahn-
ruf an die Künstler aufs neue erhoben werden:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahrt sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!“

Die Kunst, wie sie heute ist, vermag das nicht!
Es ist das traurigste Zeichen des geistigen Lebens
unserer Zeit, daß die Kunst heutzutage nach Brot geht,
statt ungehemmt dem idealen Fluge zu folgen, daß der
Künstler, statt die Menge emporzuziehen, sich einem
verkommenen Geschmacke anpassen muß, um leben zu
können. Das hat denn auch die Kunst so herunter-
gebracht, daß sie endlich beim platten Realismus an-
gekommen und dadurch nicht nur völlig wertlos, sondern
gradezu schädlich geworden ist. Das hat auch das Ver-
ständnis für Kunst so herabgedrückt, daß selbst Kunst-
kritiker, die auf der Warte stehen, den Niedergang gei-
sseln und das Ideal hochhalten sollten, diesen Realismus

als etwas Berechtigtes anerkennen.¹⁾ — Der nackte Abklatsch des gemeinen Lebens aber ist der diametrale Gegensatz der Kunst; denn die Kunst ist grade aus der Ahnung der Menschenseele hervorgegangen, daß noch ein Etwas da ist, was über das Leben hinausragt. Hätten wir nur das Leben, so hätten wir keine Kunst und brauchten sie auch nicht. Die Kunst ist eben die Vermittlerin des Metaphysischen, — des Ideals, das nicht in der Natur ist. Mit der Sehnsucht nach diesem Höchsten steht und fällt die Kunst.

Wenn nun traurige Skribenten à la Zola in der Gemeinheit und dem Schmutz des Lebens sich gütlich thun, wenn Dichterlinge laxe und triviale Bühnenstücke schreiben, oder, wenn es hoch kommt, Shakespearesche Motive verwässern, so zeugt das wohl von der Seichtigkeit, in der wir steuern; im übrigen aber können derartige Erzeugnisse der Hoheit und Heiligkeit der Kunst nichts abthun, da sie so fern von Kunst sind, wie der Abend vom Morgen; wenn aber Kunstschriftsteller wie Lübke sagen: „Wenn auch die Welt idealer Gestaltungen niemals wieder jene Bedeutung für uns gewinnen kann, die sie bei den Griechen hatte, so bietet das natürliche Leben doch immerfort eine Fülle entzückender Motive voll Schönheit und Naivetät, die der plastischen Kunst reichliche Anregung zu Idealschöpfungen ge-

1) Der Einzige, der in neuerer Zeit eine ernstere und tiefere Auffassung der Kunst bekundet, ist Rich. Wagner. Wagner war aber nicht Denker genug, und darum gelangte er von richtigen Ausgangspunkten zu falschen Resultaten. Wahrheit und Irrtum sind bei ihm derart versponnen, daß nur durch eine besondere Arbeit das Falsche seiner Theorie nachgewiesen werden kann.

währen“, so muß man sich billig wundern über das geringe Verstandnis der Kunst und des Kunstschaffens! Das also wäre der Erfolg der Schillerschen ästhetischen Briefe! — Wenn nicht auch die Plastik von der Idee ausgeht, so ist das Panoptikum das Ende vom Liede! — Nein, noch ist der Olymp nicht abgetragen, noch ist kaum der Schacht gegraben zur Gewinnung des Ideals; darum hat die ganze Kunst noch eine Zukunft, zu der alles Vorangegangene sich wie die Vorstufen zum Gipfel verhalten wird. Mit dieser Idee, die Schiller und Goethe begründeten, wird die Menschheit einer Kunstblüte entgegengehen, die alles Dagewesene überstrahlen wird, und mit dieser Idee, vermittelt durch die neue Kunst, wird die Menschheit einmal zu Höhen sich erheben, die wir nur ahnen können, von denen wir aber mit Goethe sagen: sie auch nur zu erkennen, ist schon ein hohes Glück, und sich mit Verständigen davon unterhalten, ein edles Vergnügen. — Grade der heute so verarmten Plastik erblüht hier ein reiches, fruchtbares Feld, da ihr die zwiefache Aufgabe erwächst: die im Leben vorhandenen Gegensätze in typischen Gestalten zu veranschaulichen und das Idealbild zu formen wie einst Phidias seinen Zeus, von dem Dio Chrysostomus sagt: „Welcher Mensch aber schwer belastet wäre in seiner Seele, von vielen Sorgen und Schmerzen heimgesucht, wie sie das Menschenleben bietet, so daß er selbst vom süßen Schlummer nicht mehr erquickt würde, von dem glaube ich, daß, wenn er diesem Bilde gegenüber steht, er alles vergessen wird, was es im Menschendasein Schweres und Furchtbares giebt, so hast du, Phidias, dein Werk ersonnen und ausgeführt, solches Licht und solche Anmut ist in dieser

Kunst.“¹⁾ — Die Malerei wird uns den Menschen in seinem Bezug zur Idee, in seinem Streben nach dem Ideale zeigen; die Musik wird sein die Ausstrahlung eines vom Ideal durchgluteten Gemütes; die Baukunst wird für stimmungsvolle Räume sorgen und die Einheit und Harmonie des Lebens in erhabenen Tempeln zum Ausdruck bringen, und die Dichtung wird in dramatischen Werken den Ausgleich der Gegensätze, also den menschlichen Werdeprouzess darlegen. So wird die Plastik zeigen, was wir sind und was wir werden sollen, die Poesie und Malerei wie wir es werden müssen und die Musik, was wir geworden sind; denn sie wird das harmonische Sein austönen. Dann wird die Kunst, die jetzt nur einem verschwindend kleinen Kreise zugänglich ist, wieder Gemeingut Aller werden, und der Mensch wird in dem reichlich gebotenen Genuß einer solchen einheitlich gestalteten Kunst wirkliche Andacht und Erhebung, Anregung und Erfrischung finden; er wird darin das Ziel seines Lebens schauen und zugleich daraus lernen, wie er dieses Ziel erreichen könne; das aber wird ihn ermutigen zum idealen Streben und ihn begeistern zu edlem Thun.

Wie nun einst bei den Griechen die Dichtkunst voranging, wie Homer der Nährer der bildenden Künste wurde, so wird auch hier die Poesie den Reigen eröffnen müssen. Bevor nicht die Dichtung die Gegensätze mit psychologischer Wahrheit hingestellt und den Ausgleich derselben veranschaulicht hat, wird auch nicht die erschreckende Oede aus unsern bildenden Künsten weichen.

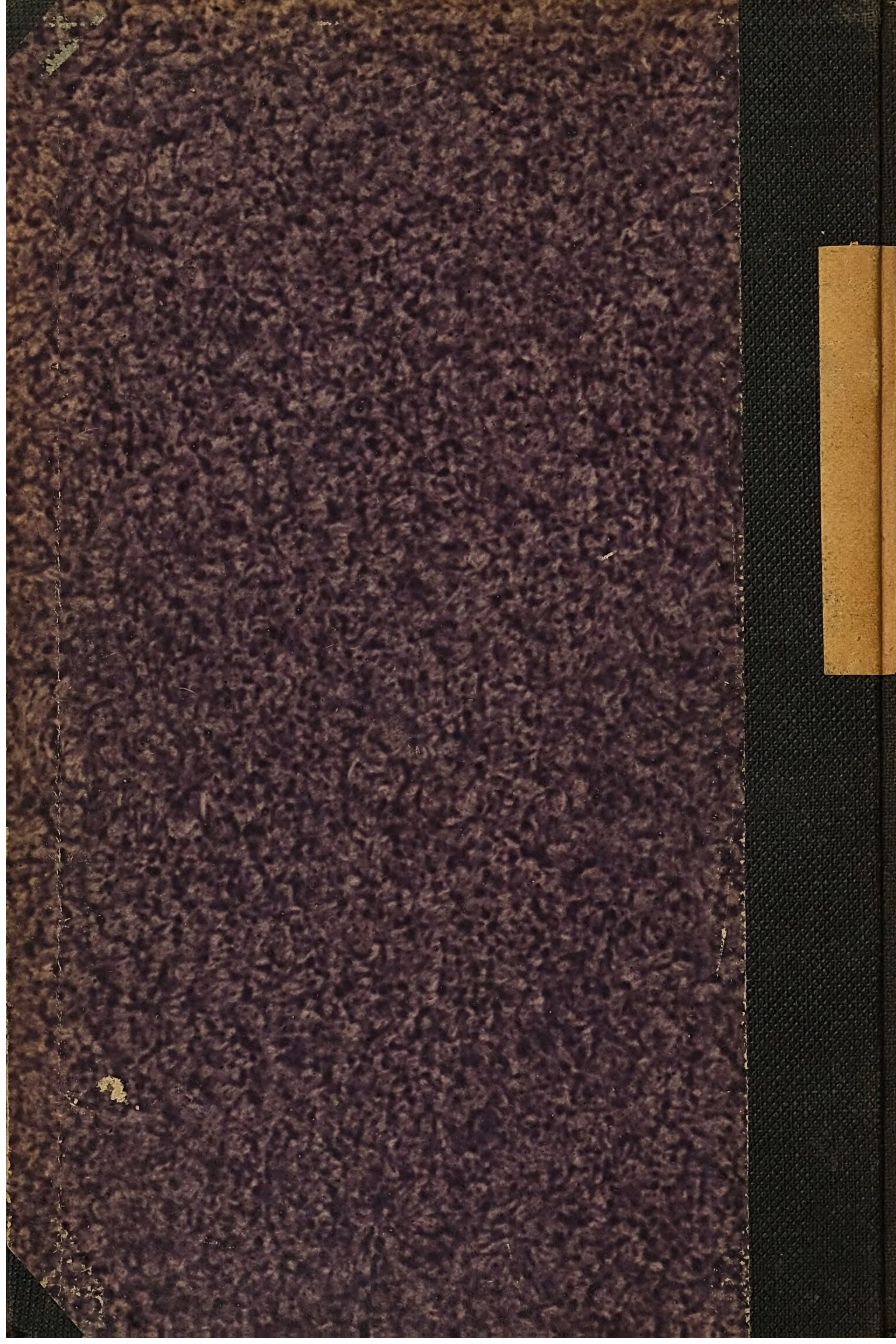
1) Mitgeteilt in Overbeck's Geschichte der griechischen Plastik. Leipzig, Hinrichs, I. S. 232.

— Die Faustdichtung hat uns aber gelehrt, daß die geistige Entwicklung weder an einer Gestalt, noch in einem Drama dargestellt werden kann. Goethe mußte schon zur Symbolik und Allegorie greifen, um nur eine Seite und einen Teil dieser Entwicklung zu bewältigen. Symbole und Allegorien aber sind Verschleierungen des Gedankens. Die Kunst fordert jedoch klare Anschauung, — „wo sie hold ins holde Klare schaut, da ist ihre Welt!“ — Nur an einer Reihe ausgewählter typischer Gestalten kann der Entwicklungs- und Ausgleichsprozesse klar und fruchtbringend dargelegt werden, und dazu würde vielleicht ein Zyklus von Dramen erforderlich sein!

Was uns also not thut, das ist ein großer, idealer Dichter, der mit tiefem Verständnis des Lebens uns die nötige Anschauung gäbe und damit uns hinweghülfe über die seit Jahrzehnten stillstehende Entwicklung; denn wir werden nicht eher vorwärts kommen, bevor wir uns nicht wieder in einer großen Kunst gespiegelt haben. Möchte uns darum bald ein Bahnbrecher er- stehen! — oder sollte er gar schon unter uns sein?

Berichtigung.

Seite 51, siebente Zeile von oben statt Spallazanis Spallanzanis.



Eberhardt, Ernst

Die naturgemässe Entwicklung des Menschen und Goethes Faust Eine neue Würdigung der Faustdichtung von Ernst Eberhard

Leipzig 1891

P.o.germ. 487 ht

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669747-0